

# Der moderne Taugenichts

*Ein Projekt des Gk Deutsch S2 mit Dr. Aaron Eckstaedt,  
Gymnasium Othmarschen, Hamburg  
im Juni 2009*

9 Uhr Fähre (*Lara Andress*)  
Der wandelnde Ausreißer (*Nicole Raimundo Xavier*)  
Ein anderer Tag (*Jakob Firzlauff*)  
Fantastische Inseln (*Min Park*)  
My Funny Valentine (*Boie Hansen*)  
Ohne Titel (*Vincent Steinhart-Besser*)  
Superstar oder arbeitslos? (*Jakob Hamborg*)  
The Anti-Dive (*Carl Frühling*)  
Von Ruhrpottliedern und Glücksgefühlen (*Timm Krüger*)  
Wege (*Clara Iversen*)

## 9 Uhr Fähre

*Lara Andress*

Es waren nur noch drei Tage bis zu den Abschlussprüfungen. Das Ereignis, auf das sie alle schon Jahre hingefiebert hatten, die einen mit Angst, die anderen mit Erleichterung.

Die Prüfungen würden ihr keine Schwierigkeiten machen, sowie die ganzen letzten Schuljahre nicht. Sie würde Medizin studieren können ohne Wartesemester, sowie ihre Eltern es sich wünschten. Sie würde alles richtig machen und niemanden enttäuschen.

Daran dachte sie, als sie sich ihre Segeltasche über die Schulter warf, leise das Fenster öffnete und ohne einen Mucks zu machen hinausstieg und durch den Garten das Grundstück verließ. Die Nacht lag sternenklar über ihr, kaum ein Laut war zu hören. Nirgends im Haus war Licht, und ein bisschen wehmütig blickte sie sich noch einmal um, während sie auf dem Feldweg Richtung Bahnhof ging. Wie schon so oft dachte sie daran, wie vorteilhaft ihre Wohnlage war. Die Bebauung war nicht sehr dicht und es gab viele Pferdeweiden und trotzdem war der nächste S-Bahnhof nur 10 Minuten entfernt. Sie hoffte, dass sie sich nicht irrte und die letzte Bahn Richtung Innenstadt wirklich erst um 23 Uhr 30 fuhr. Ein Kribbeln machte sich in ihrem Bauch breit und während sie unbewusst anfang schneller zu gehen, dachte sie daran, was sie alles eingepackt hatte. Sie hatte keine Bedenken, dass sie irgendetwas vergessen haben könnte. Es war kein überstürzter Aufbruch gewesen, sie hatte Zeit gehabt – vier Wochen. Andere hatten diese Zeit zum Lernen genutzt, wie sie zuerst auch. Aber sie hatte die Zeit auch genutzt um nachzudenken, und während die Motivation zum Lernen von Tag zu Tag nachließ, wurde sie sich doch immer klarer darüber, dass sie nicht in diese Schublade gesteckt werden wollte. Dass sie es satt hatte, etwas zu tun „um die besten Chancen zu haben“. Und jede Stunde wuchs der Wunsch auszubrechen und Menschen, die der Meinung waren, ohne Abitur wird man nichts, die Zunge heraus zu strecken.

Am Bahnhof angekommen, sah sie auf der Anzeige, dass sie sich nicht vertan hatte, und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Nur zwei weitere Menschen saßen am anderen Ende des Bahnsteiges auf der Bank und unterhielten sich scheinbar angeregt, jedoch waren aufgrund der Entfernung keine Stimmen zu hören.

Sie setzte sich auf die Bank und atmete die kühle Abendluft ein, die ein bisschen nach Frühling roch. Sie fühlte, dass das Kribbeln in ihrem Magen wiederkam – wie würde es wohl auf der Insel riechen? Noch schöner als hier?

Mit der S-Bahn ging es Richtung City, da jedoch die Bahn nach Westerland erst morgens wieder fuhr, verbrachte sie die Nacht bei Hanna, der einzigen Freundin, die

von ihren Plänen wusste. Sie hatte sie vor zwei Wochen eingeweiht, und Hannas Unterstützung und Verständnis waren sicherlich eine wichtige Stütze für ihre Entscheidung gewesen. Da Hanna in Ottensen wohnte, nahe am Altonaer Bahnhof, von wo aus der Zug am nächsten Morgen gehen würde, hatten sie gemeinsam beschlossen, dass sie die Nacht bei Hanna verbringen würde, zuhause hätte sie vor lauter Aufregung sowieso kein Auge zumachen können.

Als sie klingelte, öffnete Hanna sofort, als ob sie hinter der Tür gesessen und gewartet hatte. Scheinbar war es so in der Art wirklich gewesen, denn als sie im 3. Stock an kam, wurde sie sogleich stürmisch in die Arme genommen und eine leicht erdrückte Stimme an ihrer Schulter sagte: „Ich hatte schon Angst, du hättest es dir anders überlegt. Komm rein“.

In der Küche machten sie es sich gemütlich und Hanna hielt es kaum noch aus: „Nun erzähl schon, wie haben deine Eltern reagiert?“ Sie druckste herum, bis sie schließlich murmelte: „Sie wissen von nichts, ich bin gerad' einfach abgehauen“

„Ach du scheiße!“, entglitt es Hanna. Dann aber musste sie lachen und nahm sie in die Arme: „Du bist so was von verrückt, aber mach dir mal keine Sorgen, wahrscheinlich hättest du dich bei ihren entsetzten Gesichtsausdrücken und den Standpauken, die sie dir gehalten hätten, sowieso nicht mehr getraut. Was soll's, die werden das schon verkraften. Nur hoffentlich melden sie dich nicht als vermisst, sonst hast du noch die Polizei an den Hacken.“

„Na ja, ich hab' ihnen einen Brief geschrieben, und ihn in den Briefkasten geworfen – vor morgen Abend werden sie den nicht lesen“.

„Und dann bist du schon lange auf deiner schönen Nordseeinsel.“

Sie lagen sich in den Armen, redeten und tranken Tee, wie so oft in den letzten Wochen und keiner von beiden hatte das Gefühl, dass es für die nächsten Monate das letzte Mal sein würde.

Nach nur drei Stunden Schlaf weckte Hanna sie sanft, brachte sie zum Bahnhof und drückte ihr zum Abschied noch ein Päckchen in die Hand. Mit Tränen in den Augen lagen sich die beiden Freundinnen, die in den letzten zwei Wochen mehr Zeit zusammen als alleine verbracht hatten, in den Armen, bis der Schaffner zum Losfahren piff und sie sich aus Hannas Armen löste und in den Wagen stieg. Sie winkten sich, bis sie einander nicht mehr sahen und erst jetzt merkte sie, dass sie seit dem Verlassen von Hannas Wohnung kein Wort mehr gewechselt hatten – es war nicht notwendig gewesen, sie verstanden sich auch so.

Im Zug setzte sie sich auf einen leeren Fensterplatz, stellte ihre Tasche auf den Platz neben sich und machte das Päckchen auf. Drinnen waren geschmierte Brötchen, zwei von ihren Lieblingsschokoriegeln und ein wunderschönes, aus Leder geflochtenes Armband, an welchem ein Zettel hing mit den Worten: „Damit du mich nicht vergisst,

in deinem neuen Leben... Kuss, Hanna.“. Wieder stiegen Tränen in ihr auf, wie konnte Hanna nur auf die Idee kommen, sie würde sie vergessen. Auch wenn sie gerade ihr bisheriges Leben hinter sich ließ, war es für sie unvorstellbar, zu Hanna und auch ihren anderen Freunden keinen Kontakt mehr zu haben. Auch die radikale Flucht vor ihren Eltern sollte kein Zustand für immer werden. Es erschien ihr nur notwendig, um sich endlich zu befreien und ihren eigenen Weg einschlagen zu können.

Aus einem kleinen Fach aus ihrer Segeltasche holte sie eine Postkarte, auf der ein Luftbild von Föhr abgedruckt war. Mit einem glücklichen Lächeln fuhr sie mit dem Finger darüber, ganz in sich versunken, wie so oft in den letzten Tagen. Auf der Rückseite stand nur ein Satz: *Ich freu mich auf dich! Gruß, Tante Edda.*

Sie dachte daran, was wäre, wenn nicht sie selbst die Karte aus dem Briefkasten genommen hätte. Sie würde wohl in ihrem Zimmer sitzen und lernen, oder irgendetwas anderes tun, um dem Lernen zu entfliehen, auf keinen Fall aber würde sie in diesem Zug sitzen und zu ihrer Tante fahren, die sie noch nie gesehen hatte und welche von ihren Eltern in den letzten 19 Jahren kein einziges Mal erwähnt worden war. Ärger stieg in ihr hoch und um sich in ihren Gedanken nicht darüber aufzuregen, womit sie sich in den letzten zwei Wochen genug beschäftigt hatte, öffnete sie einen Schokoriegel, und guckte aus dem Fenster auf die Landschaft ringsherum, die durch die gerade aufgehende Sonne in wunderbare Farben gehüllt war. Ihre Wut verschwand und die Anzeige im Zug zeigte an, dass ihre Fahrt bis Niebüll noch zwei Stunden dauern würde. Zufrieden lehnte sie sich an die Wand links neben sich, summete leise Lieder aus ihrer Kindheit vor sich hin und ließ ihren Blick über die vorbeiziehende Landschaft streifen.

In Niebüll stand die Fähre schon zur Abfahrt bereit. Sie warf sich ihre Tasche über die Schulter, stieg die zwei Stufen runter auf den Bahnsteig und machte sich auf den Weg zum Schiff. Sie liebte den Anblick des Meeres und obwohl von Norden her ein kalter Wind blies, stieg sie direkt die Treppen hinauf auf das Außendeck. Sie wollte ihre neu gewonnene Freiheit genießen, jeden Augenblick.

Zwei Schiffsarbeiter musterten sie aus etwas Entfernung. Kein Bundesland hatte Ferien und Wochenende war auch nicht, die Fähre fuhr nur viermal am Tag und sie kannten die Leute, die um diese Zeit morgens auf die Insel fuhren. Das waren hauptsächlich Lieferanten für die Geschäfte und Cafés in Wyk, ein paar Tagesarbeiter und Klaus der Postbote. Doch dieses Mädchen, welches so keck an der Bordwand lehnte, dem die Kälte und das Wetter scheinbar nichts ausmachte und die mit einem seligen Lächeln Richtung Insel blickte, hatten sie noch nie gesehen. Gerne hätten sie sie angesprochen, aber sie wirkte so in ihren eigenen Gedanken versunken, dass sie es lieber bleiben ließen, auch wenn es ihnen schwer fiel.

Das Kribbeln in ihrem Bauch wurde stärker, je näher sie dem Hafen kamen. *Komm am besten mit der 9 Uhr Fähre*, hatte ihre Tante geschrieben, *ich hole dich dann ab*. Wie würde diese erste Begegnung wohl sein? Hatte sie sich vielleicht alles im Traum so einfach und phantastisch ausgemalt und würde sie jetzt knallhart auf dem Bauch landen?

Die Leichtigkeit der letzten Stunden war verflogen, Unruhe machte sich in ihr breit. Nur zögerlich ging sie die Treppen runter, um von Bord zu gehen als das Schiff angelegt hatte. Langsam ging sie den Kaivorsprung entlang und hielt nach einer Frau, die ihre Tante sein könnte, Ausschau. Doch niemand schien an diesem Morgen auf jemanden zu warten. Still und verlassen lag das Kundenzentrum da, nur ein paar Möwen hatten sich auf den Pollern niedergelassen und schrien um die Wette.

Die Lieferwagen fuhren an ihr vorbei Richtung Einkaufspromenade und auch Postbote Klaus begann seine Post auszufahren. Sie setzte sich auf einen Stein und fragte sich, was schief gelaufen war. Hatte ihre Tante sie vergessen?

Immer wieder stand sie auf, lief ein bisschen herum und hoffte, dass ihre Tante doch noch auftauchen würde. Sie war auf diese Situation nicht vorbereitet und hatte auch keine Ahnung, in welchem Teil von Föhr ihre Tante wohnte. Anrufen konnte sie auch nicht, denn sie hatte ihr Handy absichtlich zuhause gelassen, um nicht jederzeit erreichbar zu sein und selbst entscheiden zu können, wann sie ihr „altes“ Leben in ihr neues lassen wollte.

Die Fähre hatte im Hafen fest gemacht, denn es war kein Fahrgast an Bord, der weiter nach Amrum wollte und die Rückfahrt würde erst am späten Nachmittag stattfinden. Kapitän Fiete hatte nun zusammen mit seinen beiden Mitarbeitern Landgang und während er heute vor hatte einen Freund zu besuchen, wollten Hein und Boje im Strandcafé vorbeischaun, sowie jedes Mal, wenn die Winterfahrzeiten der Fähre sie auf diese Insel schwemmen. Sie wunderten sich, dass das Mädchen mit der Segeltasche noch da war und als sie an ihr vorbei kamen, bemerkten sie, dass ihre gute Laune von vorhin verflogen zu sein schien, „Wat’n los mit dir, min Deern?“ fragte Hein, der es liebte Leute anzuquatschen, am liebsten welche, die er nicht kannte. Sie erschrak ein bisschen, da sie so in Gedanken versunken war, dass sie nicht bemerkt hatte, wie die beiden Schiffsmitarbeiter näher gekommen waren. „Na ja“, antwortete sie, „Meine Tante wollte mich eigentlich abholen, nur ist sie leider nicht gekommen. Ich weiß zudem leider weder, wo sie wohnt, noch an wen ich mich sonst wenden kann, da ich hier noch nie vorher war.“ Hein und Boje schauten sich fragend an. Und da es sehr stark nach Regen aussah, der Wind stetig zunahm und es sowieso ungemütlich frisch war, schlug Boje vor, dass sie erstmal mit ins Strandcafé kommen solle, wo es trocken und warm sei. Außerdem wüsste die Besitzerin immer einen Rat.

Da ihr kaum etwas anderes übrigblieb und sie auch immer noch die Hoffnung hatte, ihre Tante habe nur vergessen, sie abzuholen, ging sie mit den beiden mit.

Im Strandcafé, welches sich dicht am Hafen befand, war noch nicht viel los. Ein alter Herr saß am Fenster, trank einen Kaffee und schien das Meer zu beobachten, welches sich immer mehr verdunkelte. Der Herr lächelte.

Vielleicht gefällt ihm der Gedanke, dass er hier drinnen gemütlich einen Kaffee trinkt, während draußen der Wind heult, dachte sie.

Hein und Boje bestellten ihr eine heiße Schokolade und stellten sie Marianne, der Besitzerin des Strandcafés vor. Diese war um die 50 Jahre alt, ein bisschen dicklicher und hatte ein so freudiges und liebes Lachen, dass sie von ihr sofort ins Herz geschlossen wurde.

Sie erzählte Marianne und den beiden Schiffsarbeitern von ihrem Aufbruch zu ihrer Tante, die von ihren Eltern immer nur verleugnet wurde, da Edda sich als junge Erwachsene, trotz eines guten Abiturs, gegen eine angesehene Ausbildung entschieden hatte und freischaffende Künstlerin geworden war. Eddas Eltern, die zu Hamburgs Elite gehörten und eine große Reederei besaßen, waren so enttäuscht, dass sie den Kontakt abbrachen und von da an niemandem mehr erzählten, dass sie eine Tochter hatten.

Eddas Bruder, der ihr Vater war, hatte scheinbar Angst um die Lebenseinstellung seiner Tochter gehabt und ebenfalls nie erwähnt, dass er eine Schwester habe. Erst vor ein paar Wochen war ihr durch Zufall eine Postkarte von Tante Edda in die Hände gefallen. Scheinbar hatte sie die ganzen letzten Jahre versucht Kontakt aufzunehmen, jedoch waren die Briefe immer von ihren Eltern abgefangen worden. Durch die freien Wochen vor den Abiturprüfungen jedoch war sie morgens zuhause und konnte den Briefkasten selber leeren.

Nach dem sie die Karte gelesen hatte und registriert hatte, wer diese Frau eigentlich war, suchte sie ein altes Fotoalbum ihres Vaters und fand tatsächlich viele Fotos, auf denen er und seine Schwester zusammen abgebildet waren.

Sie war entsetzt gewesen, einerseits über die Lüge, die ihre ganze Familie mit zu tragen schien, aber viel mehr noch über die Intoleranz ihrer Familie gegenüber Menschen, die ihr Leben anders lebten als sie.

Tagelang machte sie sich Gedanken darüber, ob sie zu so einer Familie gehören wollte und sie dachte daran, wie ihr eingeredet wurde, sie solle unbedingt Medizin oder Jura studieren, um etwas zu „werden“.

Es fühlte sich so abartig an, und als sie ein paar Tage später, auch noch ausgefüllte Uni-Bewerbungsformulare fand, wo ihr Name drin stand, wurde ihr schlagartig klar, dass sie den Eltern diesen Gefallen nicht tun wollte. Schon immer war sie speziell gefördert worden, ging in einen Elitekindergarten, auf ein Elitegymnasium, hatte

Sport gemacht, mit dem sie später in der Gesellschaft mithalten konnte, hatte Klavier gelernt. Nie hatte sie Zeit und Raum, so zu sein wie sie wollte, geschweige denn sich überhaupt einmal Gedanken darüber zu machen, wie sie sein wollte. Sie hatte alles und doch irgendwie nichts.

Als ihr das so bewusst wurde, war ihr klar, dass sie das Abitur nicht machen würde, aus Protest, aber auch um sich erst einmal selbst zu finden. Sie wolle rausziehen in die große Welt und sich wenn, dann bewusst fürs Abitur entscheiden.

So fing sie an, Kontakt zu Tante Edda aufzunehmen und zusammen beschlossen sie, dass sie erst einmal nach Föhr kommen solle. Doch leider hatte dies ja nun nicht so gut geklappt, wie sich es sich gedacht hatte.

Ihre drei Zuhörer hörten gespannt zu und Marianne wollte direkt wissen, wie ihre Tante den hieße, schließlich kannte sie viele Leute auf Föhr. Als Antwort erhielt sie den Namen „Edda Anderson“

Marianne hatte schon einen Verdacht gehabt, der nun bestätigt worden war. Es stellte sich heraus, dass sie Edda Anderson kannte, und wertschätzte, denn sie war öfter Gast im Strandcafé und die beiden Frauen kamen gut miteinander aus und unterhielten sich oft sehr lange. Leider hatte Edda jedoch vor zwei Tagen einen Herzinfarkt erlitten und war in das Krankenhaus nach Husum geflogen worden. „Ein blöder Zufall, die kommt sicher erst in ein bis zwei Wochen wieder. Hatte viel Stress in letzter Zeit, die Arme“, sagte Marianne mit Bedauern.

Hein meldete sich sofort zu Wort: „Dann musst du wohl oder übel zurück nachhause fahren“. Doch Marianne erhob sofort Einspruch, „Ach, Quatsch, die bleibt bei mir. Am Wochenende kommen die ersten Gäste, da muss das Café auf Vordermann sein.“ Und zu ihr gewandt: „Ich mache dir ein Angebot, du hilfst mir hier im Café und kriegst dafür eines der Zimmer oben, solange bis deine Tante wieder da ist.“

Sie war traurig, dass das Kennenlernen mit ihrer Tante wohl verschoben werden musste, doch Mariannes Vorschlag gefiel ihr, und da ihr beim Erzählen der Geschichte, weshalb sie zuhause abgehauen war, noch einmal bewusst wurde, dass sie auf keinen Fall zurückkehren wollte, willigte sie ein.

Ihr Zimmer war zwar klein, jedoch in einem schönen nordischen Stil eingerichtet, mit weißen Möbeln und hellblau gemalten Wänden. Zudem hatte sie ein eigenes Bad und aus dem Fenster konnte sie das Meer sehen, welches noch immer tobte und an der Uferkante nagte. Als Marianne ihr alles gezeigt hatte und wieder herunter ging, um die Gäste zu bedienen, schloss sie die Türe und sprang erst einmal jauchzend in die Höhe, vor lauter Freude, dass sie hierbleiben konnte. Dann setzte sie sich auf das Bett und dachte an ihre Tante, der es hoffentlich gut ging und an ihr Glück, dass sie Hein und Boje getroffen hatte und natürlich Marianne. Auf ihrer Uhr konnte sie lesen, dass

es erst 12 Uhr war. Bis dahin hatte sie die letzten Wochen meist geschlafen. Aber es fühlte sich viel besser an, wenn man bis mittags schon viel unternommen und erlebt hatte, dachte sie.

Sie zog sich ein frisches T-Shirt an und ging wieder nach unten ins Café. Hein und Boje saßen nun an einem Tisch in der hinteren Ecke, tranken Kaffee und schnackten angeregt über dies und das.

Da es nun wirklich aus vollen Eimern schüttete und der Wind sich zu einem Sturm entwickelt hatte, hatten sich im Strandcafé auch die Bauarbeiter von gegenüber und ein paar alte Damen, die bei so einem Wetter nicht gerne alleine waren, eingefunden.

Marianne zeigte ihr, wo was stand und wie sie was zuzubereiten hatte. Es fiel ihr nicht schwer und es freute sie, dass sie schnell helfen konnte und alleine die Gäste bediente.

Es herrschte eine fröhliche, gemeinschaftliche Stimmung. Alle kannten sich und klönten miteinander, während die Natur draußen ihr Unwesen trieb.

Die folgenden Tage machten Marianne und sie das Café bereit für die ersten Touristen, die am Wochenende erwartet wurden. Sie wuschen Tischdecken, putzten die Fenster, besorgten neue Blumen, wischten Staub und erledigten all die Arbeiten, die über den Winter nur schlechte Laune machten oder bei den wenigen Gästen einfach nicht nötig waren.

Hein und Boje kamen fast täglich, und auch viele der älteren Damen suchten des Öfteren jemanden, mit dem sie sich unterhalten konnten. So war immer etwas los im Strandcafé, und wenn doch mal etwas Zeit war, schnappte sie sich Mariannes Fahrrad und erkundschafte die Insel. Sie liebte die kleinen Dörfer, vor allem Oldsum mit seinen vielen Reetdachhäusern hatte ihr Herz gewonnen. In der Oldsumer Töpferstube hatte sie sich mit den beiden Inhabern angefreundet, die um die 20 Jahre alt waren und von ihren Töpferarbeiten, welche sie auch über das Internet vermarkteten, leben konnten. Das beeindruckte sie und liebend gerne hörte sie ihnen zu, wie sie von ihrem Traum, den sie lebten, erzählten.

Manchmal kamen die beiden auch in das Strandcafé, vor allem dann, wenn sie sich mal ein paar Tage nicht hatte blicken lassen, weil sie zuviel Kundschaft hatten. Dann bestellten sie immer eine heiße Schokolade mit einer großen Portion Sahne und hörten ihr zu, wenn sie erzählte, warum sie abgehauen war und was sie vorhatte.

Diese Gespräche waren ihr sehr wichtig, denn sie litt schon manchmal unter Zweifeln, ob ihre Entscheidung die richtige gewesen war. Sie hatte Hanna am zweiten Abend angerufen und die hatte ihr erzählt, dass ihre Eltern sie angerufen hätten, um zu erfahren, ob Hanna sie dazu angestiftet hatte. Hanna musste sich allerlei

Beleidigungen anhören, bis ihr der Kragen geplatzt war und sie nur meinte, „Ihre Tochter ist ohne sie wirklich besser dran“ und aufgelegt hatte.

Nun wollte Hanna wissen, was ihre Eltern eigentlich wüssten, denn was in dem Brief stand, hatte sie ihr noch nicht erzählt.

„Na ja“, sagte sie, „ich habe geschrieben, dass ich zu Tante Edda nach Föhr fahre, dass ich mein Abitur nicht machen werde und dass ich es satt habe nur ihre „Prestigeobjekt“ zu sein, mit dem sie zeigen können, wie perfekt sie sind.“

„Auf jeden Fall sind sie jetzt richtig am Toben, deine Tante ist nämlich auch nicht zu erreichen. Die sind kurz davor nach Föhr zu fahren, um dich abzuholen. Vielleicht solltest du dich mal melden“, meinte Hanna vorsichtig.

„Vielleicht...“, erwiderte sie in Gedanken versunken, „aber wenn, dann erst nach den Prüfungen.“

Dann hatte sie Hanna noch von dem Herzinfarkt ihrer Tante erzählt und was sie jetzt mache. Es hatte gut getan, mit Hanna zu sprechen und trotzdem fiel es ihr danach schwer, einzuschlafen. Zu sehr dachte sie an die Eltern, die ihr ja doch etwas bedeuteten.

Sie war nun fast zwei Wochen auf der Insel und hatte zwischendurch auch öfters im Krankenhaus angerufen, in dem Tante Edda lag. Der ging es gut und in ein paar Tagen, sollte die Rückkehr auf die Insel möglich sein, erfuhr sie von einer Schwester.

Sie hatte trotzdem vor, bei Marianne noch ein bisschen wohnen zu bleiben, da ihre Tante sicher Schonung brauchte und Marianne weiterhin Hilfe.

Am Abend, bevor Tante Edda am nächsten morgen mit der 9 Uhr Fähre kommen wollte, rief sie bei ihren Eltern zuhause an. Die Prüfungen waren nun vorbei, und was auch immer sie unternehmen wollten, für das Abitur in diesem Jahr war es zu spät. Eigentlich hatte sie überhaupt nicht das Bedürfnis ihre Eltern anzurufen, aber sie hatte nicht vor, sich mit ihnen für immer zu zerstreiten.

Ihr Vater ging ans Telefon und sie merkte, wie er sich im ersten Moment einfach nur zu freuen schien, ihre Stimme zu hören. Sie dann jedoch zusammenriss und ihr allerlei Beleidigungen entgegen warf, von wegen, wie blöde sie eigentlich sei, sich das Leben so zu verbauen. Sie versuchte ihm zu erklären, dass sie noch nie so glücklich und frei gewesen sei wie jetzt und dass ihr Geld und Ansehen nun mal nicht so wichtig seien wie ihm. Da er jedoch kein Einsehen zeigte, legte sie irgendwann einfach auf. Es hat einfach keinen Sinn, dachte sie. Und trotzdem hatte sie die Hoffnung, dass ihre Eltern sie eines Tages verstehen würden.

Sie holte Tante Edda am nächsten Morgen von der Fähre ab.

Es war ein strahlender Frühlingstag. Der Himmel war wolkenlos blau und die Sonne ließ die ruhig daliegende Nordsee glitzern. Genau das richtige Wetter zur Begrüßung, dachte sie.

Ihre Tante war der einzige Passagier, der mit Koffer kam und sie ahnte deshalb sehr schnell, dass diese etwas zappelig wirkende Frau mit den blond gefärbten Locken Edda sein musste. Sie ging geradewegs auf sie zu und als diese begriff, wer das Mädchen war, liefen ihr viele Tränen über die Wangen und sie brauchte ganze fünf Minuten und mehr als zehn Taschentücher, bis sie sich wieder beruhigt hatte. Tausende Male entschuldigte sie sich, dass sie nicht dagewesen sei vor zwei Wochen, dass dieser Herzinfarkt sie einfach außer Gefecht gesetzt hatte und sie nichts dagegen machen konnte. „So ist das halt, wenn man alt wird“ sagte sie lachend.

Ihr gefiel die Fröhlichkeit ihrer Tante, die kein Herzinfarkt vertreiben konnte. Ihre Eltern lachten selten, weshalb sie sich schon als kleines Kind zu fröhlichen Leuten immer hingezogen gefühlt hatte. Kein Wunder war es also, dass sie Edda sofort ins Herz schloss.

Mit einem Taxi fuhren sie zu Eddas Haus nach Alkersum. Es war ein altes Reetdachhaus, mit einem gläsernen Atelier und vielen Skulpturen drum herum. Es war nicht zu übersehen, dass hier eine Künstlerin lebte und falls doch, würde spätestens die Inneneinrichtung Aufschluss darüber geben, mit wem man es zu tun hatte.

Überall auf dem Fußboden waren Farbkleckser verteilt und obwohl eigentlich keine der Möbel, die scheinbar alle Unikate waren, zusammen passten, war es doch gemütlich und heimisch.

Es war jedoch nicht einfach für sie, diese fremde sympathische Frau als ihre Tante anzusehen. Für diese familiäre Verbundenheit fehlte der jahrelange Kontakt. Doch beide hatten einander viel zu erzählen und fühlten sich durch ihr Ausreißen und der Entscheidung zum eigenen Leben von der ersten Sekunde an verbunden.

Edda erzählte, wie sie damals vor ca. 30 Jahren mit dem Abitur fertig war und sich freute, endlich das machen zu können, was sie wollte. Seit Jahren malte sie heimlich und deshalb war ihr klar, an eine Kunsthochschule zu gehen. Ihre Eltern jedoch waren der Ansicht, dass man damit nichts wird und versuchten sie zu zwingen, ihre Ausbildung so anzupassen, dass sie später die Familiereederei übernehmen könnte. Soviel Büro und Verwaltungskram war jedoch nicht ihr Ding und so zog sie aus und ging an die Kunsthochschule, mit der Konsequenz, dass die Eltern nie wieder ein Wort mit ihr sprachen.

Leider hatten sie auch ihren Bruder, der fünf Jahre jünger war, mit hereingezogen und ihm jeglichen Kontakt verboten. Zudem mussten sie ihm noch allerlei andere Geschichten über sie erzählt haben, denn auf ihre Versuche mit ihm Kontakt aufzunehmen, hatte er nie reagiert – bis heute nicht.

Um so glücklicher war sie, dass sie nun mit seiner Tochter hier saß und Zeit verbringen konnte. Vielleicht würde es nach 30 Jahren doch noch eine Chance auf Versöhnung geben, hoffte sie in ihrem Innern.

Sie erzählte ihrer Tante, dass sie bis vor zwei Wochen gar nicht wusste, dass sie eine Tante habe und als sie das erzählte, merkte sie, dass sie richtig sauer wurde, dass man ihr so einen lieben Menschen 19 Jahre vorenthalten hatte. Es war wirklich erschreckend, für was für Leute sich ihre Eltern und Großeltern zu schämen schienen. Und sie empfand Dankbarkeit, dass sie noch rechtzeitig gemerkt hatte, wie vorbestimmt und geplant ihr Leben war und dass sie damit nicht einverstanden war. Trotz allem schien ihre Tante immer noch darunter zu leiden, dass ihr Bruder keinen Kontakt wollte. Des Öfteren hatte sie ihn auch telefonisch versucht zu erreichen, doch meistens sagte er nur „Dich gibt es für mich nicht“ und hatte aufgelegt. Ihr tat es Leid Tante Edda so Leiden zu sehen, aber sie hatte keinerlei Hoffnung, dass sich die Einstellung ihres Vaters irgendwann einmal ändern sollte.

Der Sommer kam und sie war mittlerweile zu ihrer Tante gezogen. Sie lebte in einem Bauwagen mitten im Garten. Tagsüber half sie viel im Café, lernte bei ihren beiden Freunden Töpfern, fuhr manchmal mit Hein und Boje Fähre, um auf dem Festland Besorgungen zu machen und ging sogar zweimal mit Freunden von Marianne segeln. Gesegelt war sie in Hamburg viel und es fehlte ihr von Tag zu Tag mehr.

Auch bekam sie irgendwann das Gefühl, weiterziehen zu müssen. Denn auch wenn die Insel wunderschön war und es immer wieder Neues zu entdecken gab, träumte sie von anderen Plätzen auf der Welt, die sie unbedingt erleben wollte. Sie hatte sich dran gewöhnt, in den Tag hinein zu leben und morgens nicht zu wissen, was sie heute alles erleben würde und sie fand es spannend, auszutesten, wie weit sie damit kommen würde.

Ihre Eltern hatten es aufgegeben sie zu belehren und das letzte Telefonat endete mit den Worten „Aber denk ja nicht, dass du uns auf der Tasche liegen kannst, falls du kein Geld mehr hast!“, was sie aber nicht groß interessierte und ihr sogar eher einen neuen Anstoß gab, genau so weiter zu machen, wie bisher. Um sich, aber auch ihren Eltern zu beweisen, dass es auch ohne geregeltes Einkommen und eine eigene Wohnung ging.

Wenn sie Zeit hatte und um ihre Sehnsucht zu stillen, ging sie gerne zum Yachthafen neben dem Fähranleger, wo jetzt im Sommer immer mehr Schiffe einkehrten. Besonders die Plattbodenschiffe aus den Niederlanden beeindruckten sie, und nicht selten wurde sie von den Skippern zu einer Tasse Tee an Bord eingeladen. Jan, der die Summerwine, einen wirklich alten aber schönen Kahn, skipperte, machte ihr eines

Tages sogar das Angebot ihn zu begleiten, um im Sommer Touristen rumzuschippern. Sie könnte umsonst auf dem Schiff leben und würde ihm dafür helfen. Keine Sekunde zweifelte sie an ihrer Entscheidung, denn das war genau das, was sie wollte. Außerdem hatte sie Jan, den alten Seebären, sehr gerne und mit Touristen auskommen, das hatte sie im Strandcafé gelernt.

Gleich am nächsten Morgen sollte es losgehen, und als sie an diesem Abend durch die Felder zu ihrem Bauwagen und Tante Edda fuhr, sog sie die Luft ganz besonders tief ein und versuchte ganz bewusst die Insel zu genießen, die sie in der nächsten Zeit wohl erst einmal nicht wiedersehen würde. Ein paar Tränen rollten ihr bei dem Gedanken über die Wangen, und trotzdem kribbelte es in ihrem Bauch, vor lauter Aufregung, was kommen würde.

Tante Edda war es bewusst gewesen, dass sie bald weiterziehen würde, schließlich war sie damals ebenso eine Weltenbummlerin geworden. Trotzdem war sie traurig, sie gehen lassen zu müssen und wie vor ein paar Monaten mit Hanna, saßen Tante und Nichte an diesem Abend noch lange auf der Couch vorm prasselnden Kamin und quatschten.

Am nächsten morgen fuhr sie früh nach Wyk, verabschiedete sich von Marianne und ließ Nachrichten für alle anderen lieben Leute, die sie in den letzten Monaten kennengelernt hatte, im Strandcafé zurück.

Dann lief sie zum Hafen. Die Summerwine war schon fertig aufgeklart, und Jan saß, zufrieden dreinblickend, auf der Segelkiste und rauchte seine Pfeife. Als er sie kommen sah, nahm er die Pfeife aus dem Mund und fragte sie:

„Willst du wirklich mit?“

„Na klar!“

„Dann, Leinen los!“, rief er mit einem Lachen. Sie löste schnell die Leinen, sprang an Bord und mit leise brummender Maschine tuckerten sie hinaus aus dem Hafen. Sie setzte sich aufs Deck und lehnte sich gemütlich gegen den Großmast. Mit einem seligen Lächeln blickte sie auf die Insel, die immer kleiner wurde und die ihr in den letzten Monaten soviel gegeben hatte. Sie würde die lieben Menschen vermissen und dass sie eines Tages zurück kehren würde, daran zweifelte sie kein bisschen.

Sie schloss die Augen und dachte weder an ihre Eltern, noch an ihre Zukunft. Nur daran, wie glücklich sie war und wie schön das Leben doch sei.

## **Der wandelnde Ausreißer**

*Nicole Raimundo Xavier*

Freitag, 7:00h – Der Wecker klingelte, meine Mutter hörte ich zu meinem Vater „Guten Morgen“ sagen, weil die Tür einen Spalt offen war. Ich schaute zum Fenster hinaus und dachte:

„Hallo? Was soll denn bitte an diesem Tag gut sein? Es regnete kräftig und es schien draußen recht stürmisch umher zu gehen...

„Boah, wie ich schon wieder keinen Bock auf Schule hab“, dachte ich mir und, „Was ist...“, Meine Gedanken wurden vom Aufreißen der Tür und dem aufgesetztem Lächeln meiner Mutter unterbrochen. „Guten Morgen“, sagte sie nun auch zu mir und fuhr gleich weiter fort: „Bist du noch immer nicht aufgestanden? Es ist 7:02 Uhr und du liegst immer noch im Bett!! So wird das nie etwas mit der Schule, geschweige denn einer gesicherten Zukunft... Du wirst noch als Taugenichts enden!“ „Blablabla“ murmelte ich mit einem Augenrollen zurück, wälzte mich, und schlug mein Kopfkissen auf's Gesicht, sodass ich meine Mutter nicht mehr sehen konnte und auch zum Glück nicht mehr hörte. Was allerdings nicht zu überhören war, war das laute Türknallen als sie wutgeladen die Tür zu machte.

„Toll. Und jetzt?“, dachte ich mir. Ich hatte den Sinn meines Lebens verloren... Ich war nun schon elf Jahre zur Schule gegangen –auf's Gymnasium! – aber wirklich Spaß machte das ja ohnehin nicht. Warum ich aufs Gymnasium Hohrad ging? Keine Ahnung, weiß ich selbst nicht. Oder doch?

Einzig und allein waren ja wohl meine Eltern Schuld. Ich habe nie etwas davon erwähnt, dass ich mal studieren will... Allein schon der Gedanke macht mich ganz verrückt! Immer diese Streber mit ihren hochgesteckten Rollkragen und ihren Tommy Hilfiger oder Lacoste Polo-Hemden... Oder auch die Weiber: „Hast du schon die neue Kollektion von den Gucci-Taschen gesehen?“ „Nein, aber die von Louis Vuitton!“

Ja, recht schwachsinnige Gespräche mit keinem tiefsinnigen Hintergrund. Damit noch nicht genug: Das Schlimmste an der Schule waren ja wohl noch die Lehrer. Einer unfreundlicher als der andere, mal so der ein oder andere Morgenmuffel, der nie richtig wach zu sein schien oder auch mal einer, der wahrscheinlich nichts mit uns anzufangen wusste und uns einfach nur mit Hausaufgaben bombardierte, damit nur die Schüler und auch ja nicht die Lehrer zu viel Zeit für die Schule in Anspruch nehmen.

„Jetzt reicht es“, sagte ich mir. Irgendwas muss geändert werden, mit dem langweiligen Leben kann es nicht weiter gehen. Wo bleibt denn der Spaß am Leben? Ich bin mittlerweile schon 18 und kann aufgrund meiner „Ach-so-tollen“ Eltern nichts machen. Mir wird so ziemlich alles verboten „Du hast doch noch gar nicht genug Erfahrung und sieh doch mal in den Nachrichten, ständig hört man von ermordeten

Jugendlichen auf dem Kiez usw.“ Das ist immer ihr Lieblingsargument, wenn sie mich nicht raus lassen wollen und nach einer guten Ausrede suchen.

Ich stand auf und drehte den Schlüssel zwei Mal nach links, „Klack“ und die Tür war verschlossen. Ich zog mich an, legte mich danach wieder auf das Bett und steckte mir die Kopfhörer meines MP3-Players in die Ohren und hörte den absolut coolen Song von Sido:

*Ich sag dir scheiß' auf deine Eltern  
Denn sie machen dass dein Kopf platzt.  
Los, geh raus, guck dir die Welt an,  
mach einfach das worauf du Bock hast.*

*Ich sag dir scheiß' auf deine Lehrer  
Geh lieber shoppen und ins Kino.  
Du möchtest nicht so sein wie jeder,  
deswegen machst du es wie Sido.*

*Ich pack die Maske aus, sie passt genau ich raste aus,  
und deine Mama sagt schalt den Kasten aus  
Doch du kannst das nicht, du kannst nicht ohne mich  
Du willst dass ich dich erziehe, du wärst gern so wie ich  
Alles klar ich mach das komm ich werd dir alles zeigen  
Ich weiss die Welt ist schwer zu verstehen, du wirst es bald begreifen  
Zieh dich an wie du willst, ja wir gehn raus  
Guck dich um mein Kind, so sieht das wahre Leben aus.  
Jeder macht sein Ding, keiner kennt den andern richtig  
Jeder denkt wenn er das haben kann, warum kann dann ich nicht  
Du musst ein Egoist sein, das ist doch offensichtlich...*

Meine Eltern hatten mit Sicherheit versucht die Tür zu öffnen, aber mich kümmerte dies recht wenig, da ich schließlich auch nichts mit der lauten Musik in meinen Ohren hörte.

8:40h. Der Schulunterricht hatte schon seit fast einer Stunde begonnen, meine Eltern müssten somit auch schon seit 10 Minuten weg zur Arbeit gegangen sein. Ich legte den Mp3-Player beiseite und ging zur Tür, drehte zwei Mal nach rechts. Ich schlich heraus zum Flur und horchte. Es schien wirklich keiner mehr zuhause zu sein und ich beschloss also meinen Rucksack zu packen und einfach wegzugehen. Was sollte ich denn noch zuhause? Man wird von vorne bis hinten beschimpft, ja sogar kein einziges

Essen verläuft friedlich, sondern eskaliert eher an irgendwelchen dämlichen Aussagen meiner Eltern und hysterischem Geschrei.

In der Küche schmierte ich mir noch zwei Butterbrötchen, legte diese in meine grüne Brotdose, griff nach meinem Mp3-Player und meiner Gitarre, mein einziges Hab und Gut, das mir mein verstorbener Großvater geschenkt hatte. Eins fehlte aber noch: GELD. „Geld regiert die Welt“, wenigstens das hatte ich vom Unterricht mitgenommen. Da fiel mir ein, dass in der Garderobe der Mantel meines Vaters hängen müsste... Ich suchte in den Taschen, jedoch vergeblich. „Ha! Die Innentasche. Da müsste doch...Und ja! Ein wunderschöner grüner und großer Schein mit einer Aufschrift, die mir gleich ein Strahlen ins Gesicht setzte: „Hundert Euro“. Ohne zu zögern steckte ich den Schein in meine Hosentasche.

„Klack“. Die Eingangstür war fest verschlossen und mittlerweile hatte es auch aufgehört zu regnen. „Wohin jetzt?“, fragte ich mich. Ich brauchte einen Plan, damit mich meine Eltern ja nicht schnell wiederfinden würden. Ich wollte unabhängig sein, mein eigenes Leben führen und nicht ständig von meinen Eltern kontrolliert werden... Hey, was ist denn schon dabei? Schließlich bin ich ja volljährig und somit hat mir keiner was zu sagen. Ist doch meine Sache. Ich hatte mal so richtig Lust auf was Neues. Am besten weg von Hamburg. Oder gar von Deutschland? Das ist es, die Idee! Ich ging nochmals in die Wohnung und verschaffte mir einen Überblick. Wo könnten meine Eltern zuhause ihr Geld deponieren, wenn nicht in der Bank? Ich ging auf die Schlafzimmertür meiner Eltern zu und öffnete zunächst hier die Schublade, da das Schränkchen neben dem Nachttisch und zuletzt guckte ich in den Kleiderschrank. Dort entdeckte ich eine hübsche weiße Schatulle mit goldenen Verzierungen und handbemalten gelben Blumen. Ich hätte schwören können, dass ich diese Schatulle zuvor nie in meinem Leben gesehen hatte und beschloss somit, sie mit dem vorhandenen Schlüssel aufzuschließen. Ich entdeckte jederlei wirres Zeug, wie einen Ein-Dollar-Schein, einen Bindfaden, zwei Schachfiguren und ein paar Spielkarten, die aber nicht vollständig zu sein schienen und außerdem einen gelblich verfärbten, zerknitterten Zeitungsausschnitt vom Jahre 1989. Da mich dies allerdings nicht so sehr interessierte, nahm ich den Kram heraus, in der Hoffnung, noch etwas Geld zu finden. Und auf unerwartete Weise tauchte dann doch ein 200€-Schein auf. Ich nahm diesen mit besonderer Vorsicht wie ein historisch wichtiges Dokument heraus und steckte ihn mir wie den anderen Schein in die Hosentasche. Ich war in diesem Moment so gierig, ich konnte bei meiner euphorischen Laune einfach nicht genug davon kriegen. Ich räumte wieder alles in die Kiste ein und beschloss in den Wohnzimmerschränken nachzuschauen. Auch da fand ich nach langer Suche mal einen 50er und da gleich noch einen 100er. „Man das scheint mein Glückstag zu sein“, rief ich laut und fragte mich, in was ich das ganze Geld investieren könnte. Das schlechte Wetter, der gefundene Ein-Dollar-Schein und die Idee Deutschland zu verlassen, brachten mich

auf die Idee in ein anderes Land zu fliegen. „No risk, no fun“, dachte ich mir und beschloss mit samt 450€ und dem wenigen Geld was ich in meiner Sparsbüchse fand, zum Flughafen zu gehen. Dort fragte ich die Dame am Schalter nach einem Last-Minute-Flug und bat sie mir einen Flug außerhalb Deutschlands rauszusuchen. Nach einem kurzen Zögern und einer etwas längeren Wartezeit sagte sie: „Also ich hab hier einen Flug, der aber leider auch schon in 20 Minuten fliegt... Es sind noch insgesamt 2 Plätze frei und wenn sie wollen, können sie für 60€ mitfliegen.“

„Wohin geht's denn, schöne Dame?“, kokettierte ich und machte der schlanken Dame schöne Augen, da sie mir recht gut gefiel. „Nach Zaragoza, Spanien.“ „Perfekt, checken sie mich ein!“ Ich reichte ihr meinen Ausweis und den sonst noch nötigen Kram, den man zur Flugbuchung benötigte.

Ich rannte noch zum Gate Nummer A14, damit ich den Flug nicht verpassen würde und steckte der Frau am Boarding-Schalter mein Flugticket in die Hände. Sie sah mich etwas verstört an, gab mir mein Ticket zurück und sagte freundlich:

„Ihr Platz ist neben dem Fenster, gleich vorne, hinter der ersten Klasse.“

Ich setzte mich hin und wartete bis zur Ansage des Pilots und des Abfluges. Endlich war es so weit und wir konnten endlich abheben. „Abheben in ein neues Leben“, dachte ich mir und seufzte. Nach einem fast zwei-stündigen Flug hatte ich nun endlich festen Boden unter den Füßen und beschloß, mich mit meinem übrigen Geld nach einem Hotel umzuschauen. Meine Grundkenntnisse in Spanisch waren aber eher Mangelhaft, naja, so wie die anderen Fächer halt; und es fiel mir schwierig mich auszudrücken und zu erklären, was ich eigentlich von der Frau an der Rezeption wollte. Sie verstand mich aber schon und nickte höflich mit dem Kopf. „Para una noche, señor?“ „Si si senorita“, antwortete ich ihr und nahm mein Gepäck nach oben in mein Zimmer. Na ja, nicht's luxuriöses, halt nur ein 2-Sterne Hotel. Das war ja immerhin auch schon was und ich ging nachdem ich mein wenig Gepäck in den Schränken verstaut hatte, hinaus um die Gegend zu erkunden.

So verbrachte ich nun meinen Tag bis es langsam dunkel und laut auf den Straßen wurde. Aus jeder Ecke blitzte ein buntes Licht hervor und ich betrachtete die Schar um mich.

Nach einer Weile hörte ich aus einem der Discotüren mein Lieblingslied spielen und ich beschloß hineinzugehen.

Der vor der Disco stehende Türsteher, der eher einem riesigen Gorilla ähnelte, musterte mich mit gehobenen Augenbrauen und bat nach dem Ausweis. „Doch schon recht peinlich“, dachte ich mir, da ich nicht so alt aussah und nicht einmal wie die anderen Südländer hier einen Bart besaß, sondern erst nur ein paar Flaumfedern auf der Oberlippe. Nach nochmaligem Zögern ließ er mich dann aber doch hinein und ich steuerte direkt auf den „Dancefloor“ und genoss den Beat der neuen Charts und

flirtete mit vielen Weibern, während im Hintergrund die Musik von Britney Spears lief:

*Womanizer, Woman-Womanizer*  
*You're a womanizer*  
*Oh womanizer oh*  
*you're a womanizer, Baby*  
*You, you, you are*  
*You, you, you are*  
*Womanizer, Womanizer, Womanizer...*

Ich tanzte und tanzte und lernte schließlich ein recht hübsches Mädchen kennen, das mit einem merkwürdigen Akzent deutsch sprach. Dieses wunderhübsche Mädchen verdrehte mir aber auf Anhieb den Kopf: Ihre prächtigen langen schwarzen Locken fielen über ihr schulterfreies rotes Kleid, welches ihr sehr eng saß aber doch recht schön zu betrachten war. Ich wechselte einige Worte mit der Dame aber den weiteren Verlauf des Abends muss ich euch ersparen, da ich mich selbst recht schlecht dran erinnern kann... Ich leerte einige alkoholhaltige Getränke und verfiel in ein Delirium, ohne zu wissen, wie ich es überhaupt auf mein Hotelzimmer geschafft hatte.

Mein Schlaf wurde am nächsten Morgen von dem grellen Schein der Sonne und zwitschernden Vögeln unterbrochen, da ich das Fenster zuvor nicht richtig verschlossen hatte.

Ich beschloss wieder hinaus zu gehen um etwas zu spazieren. So vergingen zwei weitere Tage und ich merkte, dass Zaragoza nichts für mich war. Von dem hübschen Weib war auch jede Spur verschwunden und ich verfiel in eine Melancholie und dachte mir, dass ich schnell weiterreisen müsse um sie zu vergessen.

Ich nahm somit meine Sachen und ging auf der Straße, in Gedanken, was ich nun jetzt machen sollte, da ich schon knapp bei Kasse war. Nichtsdestotrotz fiel mir nichts Leichtsinzigeres ein, als zu trampeln. So stellte ich mich an den Fahrbahnrand und streckte den Daumen nach oben, in der Hoffnung, dass jemand anhalten würde um mich mitzunehmen. Nach meiner Uhr betrug es 56 Minuten bis der erste Fahrer mit einem alten und riesigen Van anhielt und sein Fenster runter kurbelte. „Öhh... ähm, para Madrid?“, stotterte ich dem alten Mann entgegen. „Si. Venga!“, bestätigte er mir und ich setzte mich in dem nach Tabak riechendem Wagen hinein. Er versuchte zunächst ein Gespräch mit mir anzufangen, ich verstand aber leider kein Wort, von dem was er mir mitteilte und versuchte ihm zu erklären, dass ich nur Deutsch sprach. „Haaach, sag doch gleich, Junge!“, rief der Mann. „Was führt dich denn her? Und dann auch noch alleine?“ Ich beschloss also ihm meine ganze Lebensgeschichte zu erzählen und er mir seine. Nach einer fast 5 stündigen Fahrt und einigen Pausen

kamen wir nun endlich in Madrid an, ich bedankte mich und stieg aus dem Auto aus und wünschte dem Mann noch eine gute Weiterreise. „Wohin geht's denn für sie hin?“, fragte ich neugierig. „ Nach Lissabon!“ Wenn ich mich ranhalte, schaff ich's noch bis heute Abend!“ Ich nickte und der alte Mann stieg aus und drückte mir einen 50€ Schein in die Hand und noch eine Wasserflasche die sich noch in seinem Kofferraum befand. Ich war recht verblüfft und bedankte mich einige Male bei ihm, setzte dann aber meine Reise fort ehe es dunkel wurde.

Gleich auf dem ersten Blick, dachte ich mir, was Madrid denn für eine schöne und bezaubernde Stadt sei und saß mich auf eine Bank, die in der Mitte von vielerlei Baumarten lag. Ich atmete tief ein und fühlte mich so geborgen wie vor langem nicht mehr. Ich genoss den Geruch der Blumen und Blüten, die um mich lagen.

Bei den heißen Sonnenstrahlen, beschloss ich meine Gitarre aus der Tasche zu holen und zu spielen.

Ich spielte einige Zeit vor mich hin, bis eine ältere Dame mir eine 2€ Münze in meine Cap warf, die ich auf die Bank gelegt hatte. Darauf folgend, kam sogar eine zweite und eine dritte Dame, die mir immer Geld einwarfen. Naja, war ja eigentlich gar nicht meine Absicht... Aber warum denn nicht? Ich hatte meinen Spaß und bekam noch Kleingeld!

Eine so schöne und wunderbare Gegend, die Menschen waren so liebeserfüllt und freundlich, dass ich schon ganz vergessen hatte, wie es bei mir daheim, in Hamburg war. Ob ich Heimweh spürte? Nein, ganz und gar nicht. Ich fühlte mich erstmals so geborgen, dass ich den ganzen Tag hätte weiterspielen können. Die Zeit verging wie im Flug und ehe ich es bemerkte, wurde es schon wieder dunkel und ein weiterer Tag ging zuneige. Ich zählte das Geld was mir all diese lieben Menschen zugesteckt hatten und stellte fest, dass ich rund 28€ Gewinn gemacht hatte! ☺

Und auch hier in Madrid suchte ich nochmals Unterschlupf und kam in einem einfachen und recht alten Hotel unter.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, ergriff mich die Lust, shoppen zu gehen und neue nette Menschen in dieser Stadt kennenzulernen. Ich ging in den einen und den anderen Laden und probierte mal Hosen, mal T-Shirts an, kaufte mir dann aber letztendlich nur eine Kette mit funkelnden Steinen, die als Anhänger ein Dollarzeichen trug.

„Yeah, du siehst richtig gut aus“, sagte ich mir, als ich auf einen der Ladenfenster schaute und mein gespiegeltes Bild sah. Jetzt fühlte ich mich wie ein richtiger Hip Hopper, daheim hatten mir meine Eltern nie das gegönnt, was ich mochte. Jetzt war ich frei und konnte tun und lassen was ich wollte.

Jetzt war ich ein richtiger Mann und unabhängig. Und das Beste: Ich fiel unter der ganzen Menge auf und zog die Blicke der scharfen Ladies auf mich. Ich war jetzt ein

richtiger Gangster, fühlte mich das erste Mal richtig cool und lebendig. Aber ich weiß nicht so recht, ist es das was die Mädels haben wollten?

Die stehen doch eher auf Gentleman? Ich musste wieder an Aurelie aus Zaragoza und ihre bezaubernden Haare und Augen denken, die wie Sterne in der Mondnacht funkelten. Ach wäre sie doch bei mir, ich hätte sie so gerne geküsst aber ich glaube dass sie mich nicht so attraktiv fand. Aber eins hatten wir ja gemeinsam, nämlich die Leidenschaft für die Musik. Aber Hip Hop war nicht so ihr Ding, sie mochte eher Sängerinnen wie Christina Aguilera, Britney Spears oder so.

Ich spielte nun den Song von „Wir sind Helden – Aurelie“ und dachte an sie:

*Aurélies Akzent ist ohne Frage sehr charmant  
Auch wenn sie schweigt wird sie als wunderbar erkannt  
Sie braucht mit Reizen nicht zu geizen  
denn ihr Haar ist Meer und Weizen  
Noch mit Glatze frisst ihr jeder aus der Hand*

*Aurélie die Männer mögen dich hier sehr  
Schau auf der Straße schaut dir jeder hinterher  
Doch du merkst nichts weil sie nicht pfeifen  
und pfeifst du selbst die Flucht ergreifen  
Du musst wissen hier ist weniger oft mehr*

Ich legte die Gitarre beiseite, weil ich von der Hitze an diesem Tage recht benommen war und beschloss etwas weiterzufahren um die umliegenden Dörfer zu erkundigen. Ich ging zum Bahnhof und saß mich in den nach Muff riechenden und stickigen Zug Richtung „Alandoral“. Bei der Hitze konnte ich gar nicht mehr klar denken und ich bemerkte gar nicht, dass ich vor großer Ermüdung einschlief... Es mochten wohl ein paar Stunden vergangen sein, als ich von einem kräftigen Schütteln aufgeweckt wurde und zunächst vollkommen benommen mein linkes Auge, dann mein rechtes öffnete. Ein Mann in Uniform, der der Zugführer zu sein schien, redete mit mir. Es war jedoch nicht die spanische Sprache, aber doch auch so eine die sich etwas danach anhörte. „Português, compreende?“ Ich schüttelte den Kopf und versuchte mich stotternd auf Englisch rauszureden, wobei ich aber mit dem Handzeichen und den Gestikulationen des Zugführers verstand, dass ich gehen sollte. Auf dem Bahnhof sah ich dann eine Plakette auf der dick und groß „Portugal - Alentejo -Alandoral“ draufstand. „Oh...Portugal?“ Ich war wirklich eingeschlafen und hatte gar nicht bemerkt, dass ich mich in ein anderes Land begeben hatte. Ich suchte mir bei der Hitze einen schattigen Platz und spielte mit meiner Gitarre vergnügt vor mich hin, bis ich ein altes Pärchen entdeckte, das mich die ganze Zeit zu beobachten schien. Eine süße alte Dame, deren

Gesicht sehr faltig, dennoch aber sehr schön war, als sie mich anlächelte. Sie machte ein Handzeichen, das soviel bedeuten sollte wie, dass ich mitkommen sollte. Ich stand auf und folgte ihr. Obwohl wir kein Wort voneinander verstanden, gingen wir trotzdem alle drei einen kleinen steinigen Weg entlang, der an zwei Bauernhöfen mit Kühen, Ziegen und Schafen vorbeiführte. Der Weg brachte uns nun schließlich zu einem alten und kleinen vornehmlichen hellblauen Haus mit einem herrschaftlichen Garten, dessen Gesamtbild so schön zu betrachten war, dass ich dort ganz wie bezaubert da stand. Da fiel mir auf einmal die schöne alte Zeit mit solcher Gewalt aufs Herz, dass ich bitterlich hätte weinen mögen, weil ich an die alte Zeit und die Villa an der Elbe und dem schönen Garten denken musste.

„Egal, die Zeiten sind vorbei“, sagte ich mir und verdrängte dann doch diesen Heimweh, den ich auf einmal spürte. Der alte Mann tickte mich an der Schulter an und reichte mir eine Orange und führte mich durch ihr Grundstück, wo ich noch viele Zitronenbäume und Kohl sah. Aber letztendlich profitierte das alte Ehepaar vermutlich von ihrer Orangenplantage, da ich noch nie zuvor so viele Orangenbäume gesehen hatte. Das liebe alte Paar bot mir Essen und Trinken an und ich ließ es mir wohlschmecken und musizierte, da die beiden sehr erfreut darüber waren, dass ich so gut spielen konnte. Ich half ihnen auch noch dabei, die Orangen zu pflücken und sie in einen alten Schuppen zu verstauen, obwohl wir kaum miteinander sprachen, sondern nur mit Handzeichen kommunizieren konnten. Bei Sonnenuntergang legte ich mich in ein prächtiges großes Bett, deckte mich mit einer flauschigen Decke zu und schlief schließlich tief und fest ein, da ich mich zuerst an das heiße Klima des Südens gewöhnen musste.

Am nächsten morgen erwachte ich schon sehr früh und beschloss in der Morgendämmerung ein Weilchen durch die Gegend umherzuspazieren um die reine und frische Luft einzuatmen. Aber ich war nicht der Erste, der so früh schon auf den Beinen zu sein schien, da ich auf der Terrasse den alten freundlichen Mann erblickte, als er seinen alten Wagen mit den Orangenkisten belud, die wir am Abend zuvor im Schuppen zurecht gelegt hatten.

„Schon verrückt“, dachte ich mir, „Als erstes in einer Großstadt, jetzt irgendwo zwischen vielen Bäumen und einer prächtigen Natur...“

Der Mann zeigte auf die Orangen und aus seinen Gestikulationen verstand ich, dass ich mit ihm mitfahren sollte.

Wir fuhren nun ca. 20 Minuten lang durch eine aride Landschaft, die mich fast an eine Wüste erinnerte, da man im Umfeld kaum Häuser sah. Wir landeten schließlich beim Markt.

Jetzt wurde mir auch klar wofür das alte Pärchen mich benötigt hatte, ich fand dies aber gar nicht schlimm, da sie mir eine tolle Unterkunft gegeben hatten und auch sehr freundlich zu mir waren.

Der alte Mann sprach: „Tu dizes...um kilo - dois euros... sim?“

Und machte es vor und rief laut: „1 kilo - 2€!“ Und ich machte es nach und rief mindestens genau so laut: „Um kilo - dois euros!“

So vergingen nun ca. zwei Stunden in der glühend heißen Sonne und ich beschloss eine Pause einzulegen um einen Schluck Wasser zu trinken.

Vollkommen überrascht entdeckte ich aber... Aurelie!! Konnte sie es sein? Oh ja, wahrhaftig! Ich erkannte sie sofort, obwohl sie mit dem Rücken zu mir stand. Diese prächtigen schwarzen Locken würde ich unter tausenden von Frauen wieder erkennen. Ohne lange nachzudenken sprang ich auf und rannte so schnell wie ich konnte zu ihr. „Aurelie!“, schrie ich aus ganzer Seele. Sie drehte sich um und blickte mich mit einem erstaunten Gesicht an. „Oh, ich wusste, dass du dich hier irgendwo auf dem Markt herumtreiben würdest!“ Sie drückte mich ganz fest und ich wusste gar nicht so recht was ich ihr antworten sollte. „Woher, Aurelie?“ „Meine Großeltern riefen mich gestern Abend an und erzählten mir von einem jungen Herrn, den sie aufgenommen hatten. Meine Großmutter erzählte mir, dass er wunderbar Gitarre spielen könne, aber aufgrund der abgehackten Sprache vermutlich aus Deutschland oder so kam. Erinnerst du dich denn gar nicht mehr, wie du für mich so schön Gitarre spieltest und noch für mich gerappt hast? Das konntest nur du sein!“, kicherte sie.

Oh, wahrhaftig... Wie Recht sie doch hatte, ich war schon so besoffen gewesen, dass ich mich an der restlichen tollen Nacht in Zaragoza nicht erinnern konnte. Ich hatte ihr glaube ich, erzählt, dass ich um die Welt reisen wollte, um ein neues Leben anzufangen.

Im weiter verlaufenden Gespräch, erfuhr ich, was sie mir eigentlich schon alles erzählt hatte und ich war recht beschämt als sie mir nochmals alles erzählen musste. „Also ich muss ja schon sagen, dass du mir recht komisch vorkamst, weil du mich die ganze Zeit angegafft hast. Aber irgendwas Süßes hattest du schon... Auch wenn ich Hip Hop überhaupt nicht mag. Und als ich den Anruf meiner Großeltern bekam, beschloss ich sofort hierher zu fliegen.“

So redeten wir recht lang über unser Leben und unser Schicksal, bis sie mich endlich küsste.

Es stellte sich heraus, dass ihre Mutter Spanierin war, der Vater aber halb Deutscher und halb Portugiese. Zudem erfuhr ich, dass ihre Eltern steinreich waren. Sie erzählte mir, dass sie von nun an mit mir zusammen sein wolle und ich spürte, dass ich noch nie zuvor jemanden so sehr geliebt hatte wie meine Aurelie. Ich beschloss also einen Song für sie zu schreiben und etwas über unser erstes Treffen und meine ersten Gedanken zu rappen:

*Lange schwarze Haare, hamma Körperbau so steht sie da  
Ich denke geh mal rüber, sprich sie an, das geht schon klar!*

*Ich zieh mein T-Shirt grade und richte die Frisur,  
ich lass die Kette funkeln. Ich hoffe sie sieht die Uhr!  
Sonnenbrille auf... ich seh' wie Bruce Willis aus.  
Doch sie will nicht, denn sie verzieht sich...*

*Ok, dann Plan B! Aufgeben ist nicht drin.  
Ich muss ihr wohl kurz mal erzählen, was ich will und wer ich bin!  
Ich rapp' ihr von Sido „mein Block“ vor, „Ein Teil von mir“, „Steh wieder auf“  
All meine selbstgeschriebenen Lieder mit meiner Gitarre auch.  
Sie sagt, sie findet alle scheiße, besonders meinen Song „Straßenjunge“.*

*Und überhaupt, Hip Hop ist gar nicht ihr Ding!  
Sie hört lieber Christina Aguilera, denn die kann sing'!  
Hip Hopper sehn scheiße aus, mit ihren schiefen Mützen.  
Auch die weiten Hosen und die Gangart findet sie beschissen!  
Ich mach jetzt für sie Musik, die sie mag!*

*Doch sie verschwand,  
Noch kurze Zeit, suchte ich vergeblich nach ihr  
Packte meine Taschen und dachte mir: „Ich muss weg von hier!“  
Auf einmal taucht meine Traumfrau wieder in `nem anderen Land auf. Und ich sage  
ihr:  
Jetzt ist Schluss mit lustig! Ich mach auch auf Gentleman,  
Ich kauf die einen Ring, den ich mit viel Geld bezahl',  
Ich würde sogar Picasso aus dem Grab holen, damit er für dich malt!  
Doch du lehnst dankend ab und gestehst mir: ich liebe Dich.  
Du interessierst dich, aber jetzt schäme ich mich  
Für all das was vor einigen Tagen mit dem Alkohol passiert ist  
Und trotzdem geht es mir gut, weil du endlich bei mir bist!  
Aurelie, mein Schatz, ich will nur Dich.*

Jetzt konnte jeder sehen, dass auch ein knallharter Hip Hopper einen weichen Kern in sich trägt und dass Menschen und Umfeld jemanden verändern können... Ich war zumindest recht erfreut darüber, dass ich diese Reise gemacht hatte und diese Erfahrungen sammeln konnte.

Aurelie lächelte still und sah mich recht vergnügt mit ihrem lieblichen Gesicht an – und es war alles, alles gut!

## Ein anderer Tag

*Jakob Firzlaff*

Ein Morgen wie jeder bisherige Wochentag in diesem Jahr, 6 Uhr 30 und mein Chef erwartet mich genau eine Stunde später an meinem Arbeitsplatz.

Die Tasche war wie immer schon am Vorabend gepackt worden. Meine Frau schläft noch und meine Tochter - ich weiß nicht. Ich verlasse meine Wohnung im vierten Stock eines typischen Vorstadthochhauses, ein hässlicher großer grauer Kasten. Dicht an dicht zwängen sich die Wohnungen aneinander und man bekommt jedes Wort des Türken von links und des Nazis von rechts mit. Ich stehe genau zwischen den Fronten der Pöbeleien dieser nachbarschaftlichen Kabbeleien - als wenn es einen gar nicht geben würde.

Ich greife mir an den Hals, um die Krawatte zu richten, doch sie fehlt! Ich habe zum ersten Mal in meiner trostlosen Buchhalter-Karriere meine Krawatte vergessen! Ich denke mir halb so wild, für einen Rausschmiss würde es eh nicht reichen und ich bin sonst zuverlässig. So schreite ich zum ersten mal mit offenem Knopf und ohne Krawatte auf den Fahrstuhl zu, den ich jeden Morgen in die Tiefgarage nehme. Doch irgendein Gefühl hindert mich daran. Ich fühle mich, als ob mein krawattenloser Hals nun mehr Platz brauche, als eine kleine, vollgeschmierte Fahrstuhlkabine. Ich biege nach links ab, gehe den im morgendlichen Halbdunkel liegenden Flur entlang. Das Sonnenlicht zeichnete ein helles Rechteck am Ende des Flures auf den Boden. Blauer Himmel und gleißendes Licht durch das Fenster am Ende eines, im gräulichem halbdunkel gelegenen Flures - ein skurriler Anblick, der in mir Gefühle auslöst, die für mich eher etwas unbekanntes sind, aber mich dann doch am ehesten an Freiheit erinnern, wobei ich so etwas noch nie wirklich erleben durfte - Freiheit. Ich gehe auf das Fenster zu, lasse die Aktentasche auf das Fensterbrett fallen und gönne mir einige Momente mehr Freiheit an diesem Fenster. Obwohl ich mich im 4. Stock befinde kann man erstaunlich weit gucken, was mir früher nie aufgefallen ist. So stehe ich nun an diesem Fenster und denke an Freiheit und genieße meinen Moment.

Wie lange ich dort nun schon stehe, kann ich nur schwer sagen, es kommt mir vor wie eine kleine Ewigkeit, aber ich weiß es nicht, ich trage nie eine Uhr. So entreiße ich mich also meinem Moment und greife nach meiner Aktentasche, um vielleicht heute doch noch mal in der Tiefgarage anzukommen, doch ich zögere. Krawattenlos und höchstwahrscheinlich viel zu spät, was soll ich so in der Firma. Man wird sicher auch mal ohne mich auskommen, von wegen zusammenhalten und arbeiten wie die Zahnräder eines Uhrwerkes... Austauschbar wie jedes einzelne von ihnen höchstens.

Auf halben Wege hinunter in den dritten Stock lasse ich meine Tasche fallen, ob mehr ausversehen oder absichtlich ist mir auch nicht recht bewusst, doch ich hebe sie nicht auf, wozu brauch ich sie, wenn ich eh nicht zur Arbeit gehe, Ein lästiges

Erkennungsmerkmal eines jeden Arbeitstätigen und das bin ich heute einfach nicht. Im Erdgeschoss angekommen, breche ich meinen Weg in die Tiefgarage ab und nehme somit auch nicht wie gewöhnlich mein altes, klappriges Damenrad zur Arbeit, sondern gehe durch den Haupteingang an gut 200 Briefkästen vorbei ins Freie. Komisch zu wissen, dass man mit soviel Menschen auf einem so kleinem Raum lebt und trotzdem nicht einmal einen Bruchteil von ihnen kennt, oder geschweige denn ihnen einmal begegnet zu sein.

So stehe ich also da, ohne jegliche Vorstellung, was nun zu tun ist und nur mit meinem Portemonnaie bewaffnet und schaue den brüchigen Plattenweg hinab zum Bürgersteig. Und dann, nach links oder nach rechts?

Ich entscheide mich für links, da gibt es eine S-Bahnstation, mal sehen, wie weit man damit kommt.

Wenn ich so drüber nachdenke, habe ich noch nie wirklich Gebrauch von dieser eigentlich außerordentlich praktischen Erfindung gemacht.

Der morgendliche Berufsverkehr hält sich wie immer in Grenzen in diesem Viertel der Stadt. Die Menschen hier sind zum größten Teil alle arbeitslos. Und so gehe ich nun meine trostlose Straße entlang und nicht einmal die Sonne kann ihr ein schöneres Gesicht geben.

Die S-Bahnstation taucht zwar irgendwann, aber relativ unscheinbar vor mir auf und langsam macht sich auch in mir Freude oder Vorfreude breit, obwohl ich nicht weiß, worauf ich mich eigentlich freuen kann, außer, dass ich einen Tag weniger im Büro sein werde und dass auch noch auf Kosten meiner Beliebtheit beim Chef. Ich steige die paar Stufen zur Station hoch und setzte mich auf eine Bank. Jetzt muss ich mich nur noch entscheiden, in welche Richtung es gehen soll und ob mir einen Fahrschein kaufe oder nicht.

Die Fahrscheinfrage ist schnell geklärt, denn ich denke mir, ich war mein ganzes Leben lang immer (oder meistens) ehrlich und dass muss man ja jetzt nicht sofort ändern und außerdem würde mich dann das Gefühl nicht loslassen, dass ich unentwegt beobachtet werden würde. Und die Frage nach der Richtung habe ich auch schnell für mich entschieden; ich nehme einfach die Bahn die als erstes kommen wird und so sitze ich genau 12 Minuten später auf einem der sehr unbequemen Hartschalensitze, welcher mir am wenigsten beschmiert vorkommt und mache mir zum ersten mal Gedanken, wohin ich denn überhaupt hin will. Nach einiger Zeit war dann auch schon die Innenstadt an mir vorbeigerauscht und ich entscheide mich schnell an der nächsten Station auszusteigen.

3 Minuten später öffnet ich dann also die Bahntür und steige auf den Bahnsteig hinaus und stolpere über eine Einkaufsstüte einer Frau direkt in die Arme. Erschrocken entschuldige ich mich überschwänglich bei der jungen Frau und fange sofort an die Äpfel wieder in die eingerissene Papiertüte zu sammeln. Sie reagiert erstaunlich

gelassen, wie ich finde und sagt es sei überhaupt kein Problem. Erstaunt sehe ich sie an, aus meinem Viertel bin ich andere Töne gewohnt, ohne irgendwelche Beschimpfungen kommt man da nicht aus einer solchen Situation raus. Anders allerdings diese Frau. Als alle Äpfel wieder zurück in der Tüte verstaut sind muss ich feststellen, dass sie auch noch wegen mir ihre Bahn verpasst hat. Anscheinend hält eine S-Bahn nicht sehr lange, was ich auch nicht wusste als unerfahrener Nutzer. Die ganze Situation ist mir trotz ihrer gelassenen Reaktion sehr peinlich und so blicke ich ihr nur schüchtern auf den Mund als wir beide aufstehen und ich ihr ihre Tüte reiche, doch sie lächelt mich nur freundlich an und bedankt sich bei mir dafür dass ich ihr beim Aufsammeln geholfen habe. Verblüfft frage ich sie, ob ich noch etwas für sie tun kann, ich hätte nicht erwartet, dass sie sich bei mir für diese Selbstverständlichkeit bedankt. Allerdings hätte ich die Antwort auch nicht erwartet, denn sie sagt ja und ich werde etwas nervös, denn alle Äpfel sind ja bereits aufgesammelt und ich nicht weiß, was jetzt kommen könnte. Sie fragt mich, ob ich ihr solange Gesellschaft leiste, bis die nächste Bahn kommt und ich Stimme etwas verwundert aber selbstverständlich zu und wir bewegen uns in Richtung der nächsten freien Bank.

Ehrlich gesagt kam mir sehr gelegen, dass sie auf einen kleinen Plausch aus war, denn ich hatte noch keine Idee, wo es hingehen sollte, nachdem ich aus der Bahn ausgestiegen bin und abgesehen davon ist das letzte Gespräch mit einer Frau, die nicht meine Ehefrau oder eine verklemmte Arbeitskollegin war auch schon ein bisschen her. Nun also sitzen wir beide auf der Bank einer Bahnstation, blicken in die Vormittagssonne und unterhalten uns mittlerweile seit einigen Minuten schon über Gott und die Welt.

Um es einfach mal kurz zu fassen entscheiden wir uns nach einiger Zeit die nächste Bahn nicht abzuwarten sondern stattdessen einen Kaffee trinken zu gehen. Wir gehen also die Stufen vom Bahnsteig zur Straße hinab, die ich übrigens alleine hätte hinunter gehen müssen, wenn ich dieser netten Dame nicht ihre Äpfel runter geschmissen hätte. Sie hat vor mich zu einem der kleinen Kaffees in einer der vielen Seitenstraßen zu führen. Da sie hier oft zum Einkaufen ist und auch nur eine Station mit der Bahn entfernt wohnt, kennt sie sich hier wirklich gut aus und das Kaffee in dem wir landen ist wirklich ein sehr nettes.

Nach fünf Minuten kommt auch schon die Bedienung mit zwei dampfenden Tassen Latte Macchiato, was eine Empfehlung meiner neuen Freundin war und sie erzählt mir von ihrer nicht sehr glücklichen Ehe und den sonstigen Familienverhältnissen und ich behalte die meinen vorerst lieber für mich. Mittlerweile drängt sich mal wieder die Frage in meinen Kopf, was ich weiter mit meiner Zeit oder meiner neu gewonnenen Freiheit anfangen soll. In Kaffees sitzen und mit verheirateten Frauen Kaffee trinken? Als sie sich für einen Gang zur Toilette verabschiedet überlege ich hin und her und bezahle kurzerhand unsere Kaffees und ihr Stück Kuchen und mache mich ohne ein

Wort der Verabschiedung, jedoch mit einer kleinen schriftlichen Erklärung auf der Rückseite der Rechnung auf meinen weiteren Weg ins Ungewisse. Ich entferne mich vorsichtshalber noch weiter von der Bahnstation, um ihr nicht nochmal begegnen zu müssen, um wohlmöglich doch noch ihre unfreundliche Seite kennenzulernen.

Mein Weg führt mich an weiteren kleinen Seitenstraßen mit weiteren kleinen Kaffees mit weiteren kleinen runden Tischen vor der Tür vorbei und ich frage mich, wie sie gerade auf das Kaffee, vor dem wir gerade noch gegessen haben gekommen ist, da sie alle sicherlich noch nicht ausprobieren konnte. Ich komme an einer Bushaltestelle vorbei und halte an, um auf den Plan zu sehen: der Bus kommt in vier Minuten, Endstation Flughafen, ob das Schicksal ist? Vielleicht! Diesmal fange ich das erste mal an zu Zweifeln, ob ich das wirklich machen kann, einfach wegfliegen, aber warum nicht einfach mal was wagen und dieses mal will ich mich auch schon im voraus entscheiden, wo es hingehen soll bzw. wie ich es aussuchen werde. Meine Strategie: Ich fliege einfach dahin wo die Person hinfliegt, die am Schalter zwei Plätze vor mir steht. Die Person direkt vor mir nehme ich nicht, weil mir das unangenehm ist - ich würde mir dann vorkommen, als wenn ich der Verfolger wäre, wenn zwei Personen direkt hintereinander das gleiche Ziel haben, bzw. die eine Person das Ziel hat und die andere nur dieses Ziel übernimmt. Aber die übernächste Person scheint mir unverdächtiger und so bleibe ich bei meiner Entscheidung.

Allerdings wird es an unserem Flughafen nicht die allergrößte Auswahl geben und es könnte auch ein ziemlich dämlicher Einfall gewesen sein, aber vielleicht habe ich ja Glück und es schlägt mich an ein schönes Plätzchen auf dieser Erde und vielleicht ja auch schön weit weg und man kann mal alles hinter sich lassen und möglicherweise verschwinden dann auch ausnahmsweise die geblühten Krawatten meines Chefs aus meinen schlimmsten Fantasien.

In der Eingangshalle angekommen, empfängt mich abgesehen von eisiger, klimatisierter Flughafenluft ein großes Durcheinander von Reisenden, deren Verwandten und wichtig aussehenden Geschäftsleuten (Ob ich mit meiner Krawatte und meiner Aktentasche sonst auch so lässig und trotzdem wichtig rüberkomme?). Ich mache mich ohne lange zu überlegen (nicht dass ich mich doch noch umentscheiden kann) auf den Weg zu den Ticketschaltern. Und da ist auch das Problem... es gibt mehrere und so muss ich mich auch noch für eine übernächste Person entscheiden.

Das werde ich aber nicht dem Zufall überlassen und halte Ausschau nach einem der wichtig aussehenden Geschäftsleuten. Die müssen immer so schön weit weg und dann oft auch noch in bekannte Städte und so stelle ich mich also an Schalter drei an genau zwei Plätze hinter einen nadelstreifenanzugtragenden großen und einfach wichtig aussehenden Mann und warte und muss gestehen dass ich schon ein bisschen aufgeregt bin, wo es für mich gleich hingehen wird.

Der Schalter rückt immer näher und der Mann zwei Plätze vor mir kommt schließlich an die Reihe. Verstehen kann ich leider nicht was der Mann und die Frau von der Fluggesellschaft reden jedoch sehe ich nach einiger Zeit dass auf dem Gepäckbändchen für seinen Koffer" New York - Newark" stehen.

Jetzt bin ich erst recht aufgeregt, ermahne mich aber selber jetzt nicht doch noch zu kneifen und bezahle einige Minuten später mit schwitzigen Händen ein Flugticket nach New York.

Ich war noch nie soweit weg und bin auch noch nie mit einem Flugzeug geflogen. Ich freue und fürchte mich gleichzeitig, weil ich einerseits etwas Neues kennen lernen werde, was ich bisher nur aus Krimis, aus den Zeitungen und Zeitschriften oder aus dem Internet kannte und weil ich laut Karte in einer Stunde und 22 Minuten zum ersten Mal in einem Flugzeug sitzen werde. Andererseits ist dort schon ein kleines mulmiges Gefühl vielleicht nur der Aufregung wegen. Hoffentlich nur deswegen.

Da ich nur wenig Gepäck dabei habe, um genau zu sein, ist es ja nur mein Portemonnaie, geht die Kontrolle nach dem Check-in schön schnell vonstatten und mich trennen nur noch 45 Minuten von meinem 8 - stündigen Flug.

Ich setzte mich auf einen der vielen Plastischalensitze vor ein Fenster, von dem aus ich das Geschehen draußen auf dem Flugplatz gut im Blick habe und genieße zum ersten mal den Moment seitdem ich den Bus Zum Flughafen genommen habe.

Irgendwann geht mir die Warterei dann doch auf die Nerven und ich gehe in den nächsten Laden, der nach Zeitungsverkauf aussieht. Ich schaue mich im Zeitungsregal um, doch finde nur Sachen, die mich nicht interessieren und entscheide spontan mir eine Schachtel Zigaretten zu kaufen. Ich weiß nicht warum, aber ich habe irgendwie gerade das Verlangen danach, obwohl ich noch nie wirklich Raucher war. Hier und da mal eine Zigarette, aber eigentlich nie richtig. Na ja wie auch immer, auf jeden Fall stehe ich nun wieder vor dem Laden mit einer Schachtel Kippen in der Hand und suche einen Ausgang zu einer der Aussichtsplattformen, auf denen man rauchen darf. Ich drücke die Tür zur Plattform auf und trete hinaus in die Kerosinverdampfte Luft. Ich wusste zwar vorher nicht wie Kerosin riecht allerdings kann es an einem Flughafen ja nur schwerlich was anderes sein.

Ich stelle mich an die Geländerstange und öffne das Päckchen. Sich kein Feuerzeug gekauft zu haben war unklug, aber als Nichtraucher vergisst man das schnell mal.

Ich sehe mich nach weiteren Rauchern um, und gehe auf die einzige zu, die ich auf die Schnelle erblicke und frage sie nach Feuer. Sie reicht mir ihr eine Packung Streichhölzer und fragt mich, wo es für mich denn hingehen soll. Ich antworte New York und habe damit eine Mitreisende gefunden, denn ich erfahre, dass sie dort auch hinfliegt um einen alten Freund zu besuchen. Eigentlich hatte ich mich darauf gefreut in Ruhe eine Zigarette zu rauchen, aber das habe ich mir jetzt ja wohl selber zuzuschreiben und außerdem ist sie ja sehr nett und höflich. Wir kommen weiter ins

Gespräch und wir bekommen heraus, dass wir genau hintereinander sitzen und beschließen ihren oder meinen Nebenmann solange zu bequatschen, dass einer das Feld räumt und wir nebeneinander sitzen können, um uns den langen Flug ein wenig zu versüßen.

Nachdem beide Zigaretten im Ascheimer verschwunden sind machen wir uns auf den Weg zurück zu unserem Gate. Mittlerweile steht auch schon ein Flugzeug direkt vor der großen Glasscheibe, die den Wartebereich von dem Flugplatz trennt. Noch laufen scharenweise Menschen aus der wohl gerade angekommenen Maschine heraus, doch jetzt, wo ich das Flugzeug so nah vor mir stehen sehe, welches nebenbei bemerkt ein ziemlich großes ist, steigt meine Aufregung doch noch einmal an. Das muss auch meiner Begleiterin aufgefallen sein, denn sie fängt an zu lachen und ich merke wie ich immer noch und mit offenem Mund dastehe und sie schon längst sitzt. Schnell setzte ich mich hin und gebe mir Mühe nicht rot zu werden, was mir aber glaube ich nicht ganz gelingt, denn sie muss nur noch mehr lachen. Wir sitzen jetzt schon einige Minuten dort und sie erzählt mir noch mal genauer, was sie in New York vorhat und erzählt, dass das eigentliche Ziel gar nicht ist, den Freund zu besuchen, der ist nur eine günstige Unterkunft für sie, denn sie ist Fotografin und will sich jetzt den Traum verwirklichen, wenigstens einmal auch in New York Fotografieren zu können. Diesmal fragt sie auch mich nach meinem Grund dort rüber zu fliegen. Ich zögere erst, aber beschließe dann doch sie einzuweihen. Warum auch nicht, verpfeifen wird sie mich bei meinem Chef sicherlich nicht.

Ich hole also weit aus und erzähle von Anfang an was passiert ist und wie ich hierher an den Flughafen gelangt bin und wie dann der Mann im Anzug quasi für mich entschieden hat, wo es für mich hingehen soll. Die Geschichte mit der Apfeltüte am Bahnsteig verschweige ich lieber und somit auch, dass ich schon eine andere Frau vor ihr kennen gelernt habe. Irgendwie ist mir das peinlich. Als ich nach guten zehn Minuten fertig erzählt habe und sie währenddessen keinen einzigen Ton gesagt hat gucke ich sie erwartungsvoll an. Schließlich sagt sie "Das glaube ich nicht!" Verwundert sehe ich sie an und suche nach etwas, dass es ihr beweisen könnte und mir fällt ihr ganzes Gepäck auf. Ich frage sie, ob ihr bei mir schon irgendein Gepäckstück aufgefallen ist außer meines Portemonnaies und der Schachtel Zigaretten, die ich mir ja eh erst am Flughafen gekauft habe. Sie überlegt eine Weile und stimmt mir dann schließlich immer noch etwas ungläubig zu. Der Menschenstrom aus dem Flugzeug ist mittlerweile abgerissen und es eilt nur noch vereinzelt Flughafen- oder Flugzeugpersonal ins oder aus dem Flugzeug hinaus und ich beschließe, bevor es dann nun endgültig losgeht vorsichtshalber nochmal die Toilette aufzusuchen und muss dabei unwillkürlich an meine erste kleine Freundin denken und kriege ein kleines bisschen schlechtes Gewissen.

Ich biege nach links, durch die Tür, mit dem kleinen Strichmännchen darauf ab in den Toilettenraum. Ich werde von einer schrecklich dudelnden Musik empfangen und gehe schnell ganz ans Ende durch und verschwinde in der vorletzten Toilettenkabine - die ist laut Studien immer die sauberste.

Als ich aus der Toilette komme, stehen die meisten schon in der Schlange und so auch Anita (so heißt übrigens meine neue Bekanntschaft). Ich dachte gar nicht daran mich hinten anzustellen und stellte mich einfach zu ihr nach fast ganz Vorne und einen Augenblick später werden wir auch schon gefolgt von der Ansage, durch die Karten Kontrolle gelotzt.

Unsere Plätze waren kurz hinter den Tragflächen, sodass wir bei wolkenlosem Himmel einen schönen Blick haben müssten, denn sie hatte einen Fensterplatz und ich setzte mich gleich auf den Platz neben ihrem. So sitzen wir da nun und warten und warten. Bis auf ihre Kamera hatte sie all ihr Handgepäck in dem Fach über uns verstaut, was schon fast das ganze gefüllt hat. Nach und nach füllt sich der Flieger und immer mehr Leute laufen durcheinander und versuchen auf dem engen Raum immer wieder verzweifelt aneinander vorbei zu kommen und ich bin ganz froh, schon so früh mit ihr eingestiegen zu sein, da ich mir das Gedränge dadurch erspart habe und es sicher einfacher wird den eigentlichen Platzinhaber davon zu überzeugen sich eine Reihe weiter nach hinten zu setzen, wenn man vor ihm dort sitzt, aber das müsste eigentlich kein Problem sein, weil von dort die Sicht nicht schlechter sein kann und er dort sogar noch einen Fensterplatz abstauben kann und so beschließe ich mir darüber vorerst keine Sorgen zu machen. Mein Blick fällt beim Umsehen auf die Kotztüten, die in jeder Sitztasche stecken. Ich bin ja wie gesagt noch nie geflogen, aber ich weiß noch ganz genau wie der letzte Besuch auf dem Jahrmarkt mit meiner übereifrigen Tochter geendet ist. Das ist allerdings auch schon wieder mehr als zehn Jahre her und schlimmer als eine Achterbahn kann Flugzeugfliegen ja wohl kaum sein. Wie ich schon vermutet hatte lässt sich der Mann problemlos Umsetzen und dann geht es los. Ein kleiner Ruck und wir werden rückwärts aus unserer Parklücke geschoben, bis das Flugzeug dann von alleine auf die Startbahn fahren kann. Jetzt bin ich doch wieder ein wenig aufgeregt nachdem sich meine anfängliche Aufregung vorerst gelegt hatte. Aber jetzt, wo wir auf der Startbahn stehen und wir anscheinend nur noch auf die Freigabe warten, schlägt mein Herz dann doch schneller. Noch einige quälende Augenblicke und dann ist es endlich soweit. Die vier Triebwerke werden schlagartig lauter du mit einem weiteren größerem Ruck werde ich in den Sitz gedrückt und das Flugzeug beschleunigt und beschleunigt und beschleunigt, bis ich leicht nach hinten gekippt werde und dann leichten Druck von unten spüre. Ich habe zum ersten mal den Kontakt zur Erdoberfläche wirklich verloren.

Ich starre fasziniert aus dem Fenster, den immer kleiner werdenden Häusern, Autos, und Bäumen nach, bis irgendwann alles nicht mehr wirklich erkennbar ist. Auch Anita

ist sichtbar beeindruckt und lässt den Auslöser ihrer Kamera kaum noch los. Nach einiger Zeit weiteren Guckens lasse ich mich zurück in meinen Sitz fallen und genieße das Gefühl alles hinter sich gelassen zu haben.

Nach einer halben Stunde gibt es Mittagessen. Auf einem kleinem Tablett wird scheußliches Mikrowellenessen verteilt mit abgepackten Vor- und Nach-"Speischen". Anita und ich tauschen ein wenig hin und her, denn wir haben zwei verschiedene "Menüs", bis wir beide einigermaßen zufrieden sind, was sich, zumindest dem Namen nach auf unseren Tablett befindet. Immerhin die Cola, die ich mir dazu bestellt habe schmeckt auch nach Cola und nach 20 Minuten geht das Stewardessengewimmel wieder von vorne los und alle Tablett werden wieder eingesammelt. Anita sieht wieder angestrengt aus dem Fenster, doch ich habe nicht den Elan mich zu ihr rüber zu beugen und tue das Gegenteil und lehne den Sitz samt meinem erschöpften Körper zurück und schlafe ein. Eigentlich träume ich nie sehr viel, oder kann mich nur nicht dran erinnern aber jetzt im Flugzeug ist es, als ob ich die vergangenen Stunden noch mal erleben würde und das verbunden mit den verrücktesten Ergänzungen und Veränderungen. Verwirrt wache ich auf und weiß erst nicht ganz wo ich bin, doch das stetige Sumsen der Triebwerke holt mich zurück in die Realität. Freudig werde ich von Anita begrüßt, die immer noch oder schon wieder aus dem kleinen Plastikfenster schaut. Ich frage sie, wie lange ich geschlafen habe und sie deutet auf einen der Monitore, der immer die aktuellen Daten des Fliegeraufenthalts anzeigt und sagt sieben Stunden. Ungläubig blicke ich erst sie und dann den Monitor an. Aber sie muss recht haben denn dort steht, dass wir nur noch eine Stunde zu fliegen haben und der Druck auf den Ohren bestätigt dies auch noch mal sehr eindrucksvoll. Ich richte den Sitz wieder auf und beschließe mich mal mit dem kleinen Bildschirm in dem Sitz vor mir vertraut zu machen. Einen Film zu sehen ist jetzt sicherlich ein wenig zu spät aber für ein wenig Musik oder einfach nur ein bisschen rumspielen wird es reichen. Ich bin ziemlich beeindruckt, was dieser kleine Kasten alles auf Lager hat: Musik jeder Art und Stilrichtung und dann auch noch ziemlich aktuell, die neuesten Filme in allen erdenklich Sprachen dieser Welt, jede Menge Spiele, alle Reise-informationen und Internetzugang sowie ein Telefon. Allerdings muss man für Internet und Telefon zahlen aber immerhin. Ich vergnüge mich vorerst mit dem Spieleangebot und bin nun hochkonzentriert und mit leicht rausguckender Zunge dabei, zu versuchen, einen kleinen Ball möglichst nicht in einen anscheinend tödlichen Abgrund fallen zu lassen. Das wird mir dann nach einiger Zeit aber dann doch zu blöd und ich durchstöbere die Musiksammlung nach etwas zum ordentlich wach werden, denn ich bin von meinem achtstündigem "Nickerchen" noch immer leicht benommen und vertiefe mich also erst mal in der Abteilung "Rock" und klicke begeistert AC/DC an und gebe mich voll und ganz dem Gedröne hin, bis Anita mich aufgeregt antippt und mich zu sich ans Fenster zieht. Man kann tatsächlich die ersten Wolkenkratzer aus dem Dunst der

wenigen vorhandenen Wolken auftauchen sehen. Ein faszinierender Anblick diese Riesentürme, wo man selber doch bloß höchstens acht bis zehn Stockwerke gewohnt ist. Selbst in einem Viertel wie meinem wo die Häuser an sich ja schon ziemlich hoch sind. Man merkt deutlich wie die Piloten den Flieger immer weiter herunter bringen. Nach kurzer Zeit sind dann auch schon andere kleinere Häuser und größere Straßen zu erkennen. Alles sieht aus wie in einer kleinen Modelwelt die man von oben betrachtet. Mittlerweile kann man sogar schon einzelne Grundstücke und andere Kleinigkeiten wie Autos erkennen. Etwas beunruhigt versuche ich ein wenig in Flugrichtung zu sehen, denn wir sind für meinen Geschmack schon verdammt tief und von einem Flughafen ist aus meiner Sicht noch nichts zu erkennen, bis dann alles ziemlich schnell geht. Wir gehen immer, immer tiefer bis man das Gefühl hat die Baumwipfel berühren zu können und dann plötzlich der Flughafen und ein rums, ein kleiner Hüpfen und noch ein rums und man hat wieder festen Boden unter den Rädern. Die Kräfte beim Bremsen sind noch größer als die beim Start und ich stemme meine Füße gegen den Sitz meines Vordermannes um nicht komplett in meinen Anschnallgurt zu rutschen. Nachdem wir noch einige Meter ausgerollt sind fahren wir auf dem Rollfeld zu einem der "Schnorchel" durch die es dann gleich in den Flughafen geht und dann für die meisten zu den Gepäckbändern. Und so kommt es dann auch. Wir steigen wieder mal, als einer der ersten aus dem Flieger und gehen die Gangway entlang ins Innere des Flughafens. Erst noch die Passkontrolle und dann gehen wir zusammen zu den Gepäckbändern, wo ich mich dann von meiner Sitznachbarin verabschiede und sie alleine auf ihren Koffer warten lasse. Und so gehe ich ohne Gepäck und nur mit meinem Portmonaie bewaffnet an gut 200 Schließfächern vorbei ins Freie und stehe das erste Mal in meinem Leben in New York an der Straße und nehme mir auch zum ersten Mal ein Taxi, um in die Stadt zu gelangen und mich dann beeindruckt frage, ob ich hier jemals wieder weg möchte...

## Fantastische Inseln

*Min Park*

Sophia schleicht aus einer Toilettentür in sommerlicher Kleidung. Vor dem Spiegel sieht sie sich sehr glücklich an, winkt zum Spiegel und sagt dabei: „Hi! Hello! Can you speak English?“ Auf einmal klingelt ihr Handy. „Ups!“ Sophia zieht blitzschnell eine Hose und eine Jacke drüber und rennt zum Büro ihres Vorgesetzten.

„Wenn du so weiter arbeiten willst, lass es sein.“ Der Vorgesetzte schüttelt den Kopf und schmeißt eine Handvoll Papiere auf dem Bürotisch. Sophia nimmt den Papierstapel und erwidert: „Aber es ist doch die gleiche Abrechnung wie im letzten Jahr.“ „Dann erkläre mir mal bitte, wieso da 5000 Euro fehlt. Guck mal hier. Du hast es doch nicht eingesackt, hast du etwa?“ Merkwürdig guckt sie erneut auf die Papiere. „Diese Änderungen wollte Frau Köhler machen...“ Als Sophias Finger auf Frau Köhler zeigt, guckt diese verblüfft weg. Der Vorgesetzte atmet tief aus und sagt leise: „Hör mal zu, Sophia. Ist diese Arbeit deine Arbeit oder die von Frau Köhler? Puh...“

“First of all... thank you f-for giving me... a chance to introduce m-myself t..to you. My name is...” Da hebt der Interviewer bei Maltes Vorstellungsgespräch die Hand.

„What if you lost your wallet in a foreign country... like Poland or Ukraine. You lost everything. What are you going to do? You understand my question?“

„J-ja, yes of course. I-ich verstehe alles was sie sagen...“, stottert Malte nervös. Darauf kichern die anderen Bewerber im Raum.

„Bitte antworten Sie in Englisch“, fordert der Interviewer genervt auf.

„I will call policeman... and ask... help.. German emba...em... uh? Botschaft.“

„Haben Sie wirklich Englische Literatur studiert?“

„Ja... yes sir.“

„Entschuldigen Sie mich. Haben Sie schon immer so gestottert?“

„N-n-nein, normalerweise stottere ich nicht...“

Seine Freundin hat Schluss gemacht, die Betriebe nehmen ihn nicht an... Obwohl Malte Englische Literatur studiert hat, ist er bei Vorstellungsgesprächen nervös wie ein Rennpferd. Wenn er sich wenigstens die Bewerbungsgebühren gespart hätte, hätte er zumindest in die Ostsee fahren können, um eine Pause zu machen. Malte, im Kiosk arbeitend, würde sogar auf ein Niemandsland gehen wollen, wenn jemand für ihn bucht!

Herr Jetter, Führungsposition in einer großen Börsenfirma, ruft hektisch nach seinem Verwalter, nachdem er sich die aktuellen Kurse angeguckt hat. Als der Verwalter reinkommt, fragt Herr Jetter: „Herr Bartsch, wollen Sie die Firma auflösen?“ Der Verwalter verbeugt sich und legt einen Geburtstagskuchen auf dem Tisch.

Herr Jetter: „Wir sind minus 2.7%. Das ist ein 1.47 Mio. Euro Verlust! Warum muss ich immer wieder alles noch mal sagen. Hab ich nicht gesagt, Techzine verkaufen und DS erwerben?“

Der Verwalter: „Dann werden drei börsennotierte Unternehmen zum Kurssturz geführt werden.“

Herr Jetter: „Wenn wir nicht verkaufen, dann wird unser Aktionärkreis zusammenfallen, ja?“

„Sehen Sie es auf eine lange Sicht. Wir leben wenn alle anderen leben“, sagt der Verwalter ganz ruhig.

Verwalter: „Sie haben heute Geburtstag und es ist schon spät. Haben sie keine Pläne?“

Herr Jetter: „Nein.“

Verwalter: „Dann können wir ja einen trinken gehen. Ich lade Sie ein.“

Herr Jetter: „Ich lehne ab.“

Verwalter: „Nehmen Sie die Verhandlungen doch mal an. Wenn man zu steif ist, bricht man.“

Herr Jetter: „Zu viele Köche verderben den Brei.“

Der Verwalter: „Das ist kein Kampf zwischen uns.“

Herr Jetter: „Ich glaube, das kann man so denken. Gute Nacht.“

Bevor der Verwalter rausgeht fügt er noch bei: „Ach ja, herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Herr Jetter.“

Daraufhin kommt die Sekretärin mit einem Notizzettel ins Büro: „Hier ist eine Nachricht aus den Phillipinen. Es geht um Ihren Vater.“

Herr Jetter: „Was? Was hast du eben gesagt?“

Die Sekretärin: „Eine Frau mit einem ausländischen Akzent meinte, dass ihr Vater...“  
„Kannst rausgehen“, unterbricht Herr Jetter und nimmt das Zettelchen aus ihrer Hand.

Mit einer riesigen Tüte kommt Sophia fröhlich nach Hause. „Huhu, bin zuhause! Guck mal Mama, Papa, was ich gekauft hab. Lasst uns eine gebratene Hähnchenparty machen! Bier hab ich auch gekauft.“ Keiner im Haus scheint sie zu begrüßen. Die Mutter macht die Wäsche, der Vater liegt vor dem Fernseher und der kleine Bruder Martin kommt nicht aus seinem Zimmer, dass sie alleine am Esstisch sitzt.

Sophia: „Hey, Baby Bruder! Komm mal schnell raus. Du spielst bestimmt wieder dieses blöde Computerspiel nicht?“

Aus dem Zimmer von Martin hört man: „Sei leise, blöde Kuh!“

Sophia: „Mama, komm du auch schnell... Mama, ich fahre morgen auf eine Geschäftsreise. Neidisch?“

Mutter: „Wohin gehst du denn?“

Sophia: „Philippinen. Weißt du?“

Mutter: „Übrigens... Glaubst du ich könnte ein bisschen von deinen Einsparungen benutzen? Wir brauchen es für die Ausbildung deines Bruders.“ Sophia gibt keine Antwort und isst weiter.

Sophia: „Papa, wenn du auf drei nicht hierher kommst, werde ich aus dem Ausland nie wieder zurückkehren!“

„*The sea, fond memories, all goodbye~*“

„Klack“ macht der Stop-Knopf des Musikrecorders. „Was ist?“, fragt der Manager von Alessandra. Der Musikdirektor antwortet: „So wird das nichts, ne. Sag Alessandra, dass sie am Nachmittag wiederkommen soll.“

Manager: „Beim wie vielen Mal sind wir schon? Wo ist denn das Problem?“

Musikdirektor: „Hör mal zu. *Fond memories, goodbye*. Es ist ein Tschüss. Wenn sie so singt, kann sie der Welt Tschüss sagen. Tschüss zum Geld und Tschüss auch zu allen Fans. Es ist ein „Goodbye!“ Memories. Erinnerungen... Dieses Gefühl gibt es nicht. Es ist einfach nicht genug. Man muss es fühlen, atmen, alles rauslassen.“

Manager: „Ja, ja ich verstehe schon, aber...“

Plötzlich reißt ein Kollege die Tür auf: „Alessandra ist verschwunden!“

Bildhübsch, lange braune Haare, so, als fehle es ihr an nichts. Aber...

Atemloser Terminplan, nur auf Bühnen glänzender Spotlight, nervende Anti-Fans... abscheulich! Aus diesem Grund hat Alessandra schon immer davon geträumt, irgendwo, wo keiner sie kennt, einen einzigen Tag ganz normal zu leben.

Manila, Philippinen

Mit einem Handy in der Hand steht Malte am Ausgang des Flughafens und guckt verwirrt herum. „Komm schon. Wieso geht das Arschloch nicht ran? Bin ich hier richtig?“

Dann wird er von einer jungen modischen Frau angesprochen: „Sind Sie vielleicht ein Deutscher?“

Malte: „Äh.. Ja.“

Junge Frau: „Könnte ich das Handy kurz benutzen?“

Malte: „Hehe, mein Freund nimmt nicht an. Hier.“

Junge Frau; „01721092478.“

Malte: „... Bitte sehr.“ Malte wählt sogar die Nummer für die junge Frau und gibt ihr das Handy.

„(Tut, tut) Ich bin kurz auf einer Reise. Warte, lass mich zuerst reden. In einer Woche werde ich zurückfliegen, also melde mich bloß nicht vermisst... (tut, tut, tut)...endlich bin ich frei. Hier, danke für das Handy.“

„Ach, kein Problem, hehe“, sagt Malte und versucht wieder seinen Freund anzurufen. Dabei sieht er, wie sich die junge Frau ihre Sonnenbrille auszieht und kippt fast um. Es ist Alessandra, ein Topstar. „.....A...A..Alessandra...“, glotzt Malte vor sich hin.

„Wie alt bist du?“, fragt Alessandra.

Malte: „I-ich bin 1984 geboren.“

Alessandra: „Ja? Ich auch. Kannst du mein Gepäck für mich finden? Ich reise zum ersten Mal ganz alleine. Es ist eine pinke Benetton Tasche“, sagt der Topstar und übergibt das Gepäckschild an Malte.

Malte hatte eigentlich auch kaum Ahnung von Philippinen und er kannte keinen anderen als seinen Freund, der ihn eingeladen hat, doch der leider sein Telefon nicht abnimmt. Somit steigen die beiden erstmal in ein Taxi ein.

Malte: „Hello, go to famous hotel in Manila, please. Okay?“

Taxifahrer: „Famous Hotel? I don't know a 'Famous Hotel' around here.“

Alessandra: „Was sagt er?“

Malte: „Ähm, hehe wir reden über das Hotel. Hey. Famous, very famous hotel. Do you know any? Äh.. big hotel! Big!“

Taxifahrer: „Big? Okay! Okay! Big hotel.“

Malte: „Ok, big hotel.“

Malte ist beruhigt, dem Taxifahrer verständlich gemacht zu haben, zu einem berühmten, bzw. großen Hotel zu fahren. Dann guckt er noch einmal zur Seite und sagt: „D-du siehst in echt noch besser aus als im Fernsehen.“ Alessandra grinst, als ob sie es nicht zum ersten Mal hört und fragt: „Was machst du hier eigentlich?“

Malte: „Ein Freund hat mich eingeladen. Ich wollte ihn treffen.“

Alessandra: „Tut mir Leid, wegen mir.“

Malte: „Nein, es ist Ok! Eigentlich ist es eine Ehre. Im welchen Hotel hast du dich aufgehalten, als du letztes Mal hier warst?“

Alessandra: „Weiß ich nicht. Es wurde dafür gesorgt.“

Als die beiden aus dem Taxi steigen, starren sie erst mal fünf Sekunden lang auf das Hotel. „BIG hOTEL“. Das „H“ am Schild ist kaum noch zu erkennen, es gibt keine richtigen Fenster und vielmehr sieht das Hotel aus wie eine Baustelle. Alessandra guckt Malte böse an, der verwirrt um sich sieht.

In einem etwas luxuriöseren Hotel sitzt Herr Jetter im Wartezimmer. Sophia wartet ebenfalls auf das Check-In und nimmt währenddessen Fotos von ihr selbst auf. Dann entdeckt sie Herrn Jetter und spricht ihn an: „Entschuldigung. Sind Sie aus Deutschland?“ Herr Jetter antwortet sehr genervt: „Ja.“

Sophia: „Sind Sie zum ersten Mal in Philippinen?“

Herr Jetter: „Ja.“

Sophia: „Es ist mein erster Auslandsaufenthalt. Sind Sie hier geschäftlich?“

Herr Jetter: „Ah, ja.“

Sophia: „Ich mach hier Urlaub. Entschuldigen Sie. Aber können Sie paar Fotos von mir machen? Nur kurz in der Eingangshalle bitte.“

Zwangsläufig steht Herr Jetter auf und geht zum Lobby.

„Hier, der Hund da hinten muss unbedingt mit drauf sein!“, kreischt Sophia laut und zeigt auf eine Schäferhundstatue am Eingang, „ der Hund da heißt Joseph, ist hier auch auf der Broschüre drauf. Der soll nach dem Namen des Hotelbesitzers benannt sein.“ Herr Jetter nickt einfach. „Danke für die Fotos!“, bedankt sich Sophia. In dem Moment spricht der Hoteldirektor Herrn Jetter an: „Mr. Joseph Jetter?“ „Yes. Okay. Let`s go.“, sagt Herr Jetter und geht mit dem Hoteldirektor los. Sophia erschreckt sich und starrt ihn von hinten an.

Schließlich gehen Alessandra und Malte zu Fuß durch den Dorf.

Alessandra: „Ich kann nicht mehr... es ist so warm und ich hab Hunger..“

Malte: „Wir müssen nur noch ein kleines Stück gehen. Es ist nicht mehr so weit. Da vorne ist es schon.“

Alessandra: „Das sagst du schon seit einer Stunde! Lasst uns einfach meine Kreditkarte benutzen...“

Malte: „Aber mit Kreditkarten und Euros kann man hier nicht zahlen.“

Alessandra: „Wie viel hast du denn jetzt?“

Malte: „Ungefähr 30 pesos?“

Alessandra: „Wie viel ist das in Euros?“

Malte: „Ungefähr 50 Cent...“

Alessandra: „Wie kannst du reisen, ohne Geld zu wechseln?! Lasst uns doch einfach ein Taxi nehmen und 50 Euro bezahlen. Ich gib dir das Geld!“

Malte: „Da, ein Geldwechsler!“

Vor einer Kathedrale wimmelt Herr Jetter herum. Sophia erkennt ihn wieder und geht zu ihm.

Sophia: „Entschuldigung. Wir sehen uns wieder. Mr. Joseph?“

Herr Jetter: „Ah, ja.“

Sophia: „Der Dom ist echt wundervoll, nicht wahr?“

„Ja. Na dann...“, antwortet Herr Jetter kurz und macht sich auf seinem Weg. Auf einmal fällt ihm was ein und dreht sich zu Sophia wieder um: „Entschuldigung?“

...

Sophia: „Also... ich tue so als ob ich eine Angestellte bei der Firma von Mr. Joseph bin...“

Herr Jetter: „Sagen sie Herr Jetter.“

Sohia: „Also, dann soll ich fragen, wie, warum diese Person gestorben ist, und was diese Person im Testament geschrieben hat, richtig?“

Herr Jetter: „Richtig.“

Sophia: „Aber ich spreche nicht so gut Englisch.“

„Kein Problem. Diese Frau kann Deutsch sprechen“, sagt Herr Jetter und gibt Sophia sein Handy.

„...Hallo? Ja, hallo. Ich bin eine Angestellte von Herrn J-Jetter...“

Wenig später kommt eine europäische Frau in die Kathedrale. Sie ist in einer asiatischen Kleidung und sieht ziemlich träge aus.

Sophia: „Die ist es oder? Was soll ich jetzt machen?“

Herr Jetter: „Versuchen Sie natürlich zu sein.“

Sophia: „Was, wenn die Frau über Sie fragt?“

Herr Jetter: „Wir haben es vorhin besprochen.“

Die Frau: „Guten Tag. Diese Person ist...“

Sophia: „Äh..“

Herr Jetter: „Ah, ich bin ihr Mitarbeiter. Ich... gehe mal ein bisschen spazieren.“ Mit diesen Worten verlässt er die Frau und Sophia, die sich beim Rundgang in der Kathedrale einen Gespräch führen.

Sophia: „Okay. Ähm... mein Manager wollte wissen, wie diese Person gestorben ist...“

Die Frau: „War das nicht Herr Jetter?“

Sophia: „Nein, sicherlich nicht.“

Die Frau: „Warum ist er nicht gekommen, als sein Vater im Sterben lag?“

Sophia: „Wie bitte?“

Die Frau: „Meine Mutter ist eine Philippinen. Die beiden haben vor Jahren wieder geheiratet. Und ich bin ihre Tochter. Herr Jetter und ich sind eine Familie...“

Außerhalb der Kathedrale rennt Sophia mit Geldscheinen Herrn Jetter hinterher. Sie will es ihm zurückgeben.

Herr Jetter: „Behalten Sie es, es ist eine Belohnung.“

Sophia: „Ich hab es nicht für Geld getan. Sie haben auch Fotos von mir gemacht und außerdem hilft man sich doch im Ausland gegenseitig. Wissen Sie so was nicht?“

Plötzlich fängt es an zu regnen und die beiden rennen unter einem Dach.

Sophia: „Es war so sonnig vor einer Sekunde.“

Herr Jetter: „Das ist eine Bö.“

Dann überlegt sich Sophia etwas. „Ich nehme das Geld. Und hier!“ Sie gibt die Scheine Herrn Jetter, „Diesmal stelle ich sie an. Seien sie mein Reisebegleiter.“

Malte: „Mit dem Geld kommen wir schon irgendwie zum Hotel.“

Alessandra: „Ja, aber wann wird der Regen aufhören?“

Malte und Alessandra sind ebenfalls unter einem kleinen Dach im kleinen Dorf in Manila und warten bis der Regen aufhört, nachdem sie erst Geld gewechselt und den Freund erreicht haben.

Malte: „Es ist eine Bö, wird gleich vorbeigehen.“

Alessandra: „Was wird vorbeigehen?“

In diesem Moment fährt tatsächlich ein LKW vorbei und besprüht die beiden mit dem Regenwasser. Malte lacht sich tot, als er Alessandras Gesicht zu sehen kriegt. Zuerst schreit Alessandra, die es im nachhinein auch lustig findet.

Sophia und Herr Jetter sitzen in einem philippinischen Restaurant gegenüber. Sie scheinen beide den Tag gemocht haben.

Sophia: „Es wäre langweilig gewesen alleine rumzulaufen, aber zu zweit hat es Spaß gemacht, oder?“

Herr Jetter: „Bis wann reisen Sie?“

Sophia: „Ich weiß nicht. Ich habe noch keinen festen Plan. Morgen fahre ich nach Borakai. Bleiben Sie in Manila?“

Herr Jetter: „Ja, ich fahr morgen wieder zurück.“

Sophia: „Zurück zu dem in der Kathedrale, Ihre Schwester..“

„Halt. Sie ist nicht meine Schwester“, unterbricht Herr Jetter.

Sophia: „Sie meinte, der Verbrennungsrückstände Ihres Vaters wird in Borakai gestreut. Sie hat gesagt, dass er die Insel sehr mochte.“

Endlich sind Malte und Alessandra im Hotel von dem Freund angekommen und hauen essen in einem leeren Speisesaal.

Malte: „Halt deine Klappe, Arschloch.“

Freund: „Ich hab doch gesagt: Entschuldigung.“

Der Freund, lange Locken wie Malte, sagt zu Alessandra: „Äh, ich hab das Gefühl dich irgendwo schon mal gesehen zu haben, oder irre ich mich.“

Malte: „Das ist Alessandra, ein Topstar in Deutschland.“

Freund: „Tz. Labere mal kein Bullshit. Na ja, ich kümmere mich mal um freie Zimmer.“

Der Freund glaubt es nicht, dass sie Alessandra, ein Topstar ist, und macht sich vom Platz.

Malte: „Er lebt schon länger hier und hat keine Ahnung von deutschen Trends. Ich hoffe du verstehst es. Trotzdem, hat doch heute Spaß gemacht oder?“

„Ich will gar nicht mal dran denken“, meint Alessandra und riecht an ihren Arm. „Igitt, dieser Schweißgestank.“

Malte: „Und ja, mein Freund wird alles arrangiert haben. Deine Reise nach Borakai.“

Alessandra: „Danke.“

Malte: „Und... kann ich vielleicht ein Autogramm haben?“

Alessandra: „Klar, gib mir deine Hand.“

Sie nimmt sich ein Stift und schreibt auf Maltes Hand.

Dankend liest er was auf seiner Hand steht.

*„Willst du mit mir zusammen nach Borakai? - Alessandra“*

So fahren Sophia und Herr Jetter, Alessandra und Malte nach Borakai, eine zu den Philippinen gehörende, wunderschöne kleine Insel, die vor allem als Touristenziel bekannt ist.

Alessandra: „Wow, das ist so schön! Da ist das Meer!“

Malte: „Ja, wollen wir an den Strand?“

Alessandra: „Alles klar, zieh dich auch um!“

Malte hat mit dem Topstar, den er aber gar nicht so empfindet, eine tolle Zeit auf der Insel. Sie schwimmen, spielen Volleyball und sonnen sich – und vor allem entwickeln sie dabei Gefühle zueinander.

Alessandra: „Ohne dich wäre es so langweilig gewesen.“

Malte: „Hehe, me too!“

Herr Jetter und Sophia haben ebenfalls eine fantastische Zeit in Borakai. Sophia macht so viele Fotos, dass sie mehrfach im Laptop von Herrn Jetter die Fotos abspeichern muss.

An einem Nachmittag trinken sie im Hotel-Lounge eine Tasse Kaffee. Als Herr Jetter seine angebliche Schwester zu ihm kommen sieht, steht er auf, woraufhin Sophia ihn festhält.

Sophia: „Ich habe sie angerufen.“

Herr Jetter: „Was zum Teufel wird das?“

Die Frau: „Wir haben heute morgen Papas Verbrennungsrückstände gesprüht. Ich hab dieses Foto gefunden.“

Die Schwester holt ein Foto aus der Tasche, wo Herr Jetter als Kind mit seinem Vater abgebildet ist.

Die Frau: „Das ist das einzige Foto, was er aus Deutschland noch hat. Er hat dich sehr vermisst. Er hätte keine Wahl abzureisen.. er hat sich entschuldigt dafür... Bruder.“

Am Strand im Sonnenuntergang genießen Alessandra und Malte die Meerluft.

Alessandra: Als ich wegen der Arbeit hier war, hatte ich gar keine Zeit dafür, so etwas zu genießen. Es ist viel schöner als damals.

Malte: Du bist bestimmt auch viel schöner als damals.

Alessandra grinst, steht dann auf und läuft dichter an den Strand. Dann schreit sie in Richtung Meer:

„Ich bin so eine schlechte Sängerin!“

Malte folg ihr und brüllt genauso:

„Ich bin so ein Idiot, der nicht mal einen Job bekommt!“

Alessandra: „Ich bin eine arrogante, hochnäsige Prinzessin!“

Malte: „Ich bin ein dummer Feigling!“

Alessandra: „Ich bin ein Idiot, der keine Träume und Hoffnung hat...“ Ihre Stimme allmählich kleiner und verliert an Kraft.

Malte: „Alessandra ist die glänzendste Frau auf der Welt!“

Alessandra: „Malte ist wirklich ein verdammt cooler Idiot!“

Liebevoll streicht Malte ihr am Kopf und umarmt sie.

Herr Jetter steht auch am Strand und genießt den Sonnenuntergang. Vielmehr ist er aber in Gedanken versetzt. Sophia erkennt ihn, wie er in sich hineinversetzt ist und sagt: „Lasst uns tanzen gehen, nur einmal, bitte.“

Auf Sophias Bitte gehen sie an einer Strandparty in der Nähe, tanzen zur traditionell philippinischen Volksmusik, lachen und haben unglaublich Spaß.

Mitten im philippinischen Nachtleben sind auch Malte und Alessandra, ohne zu wissen, was auf sie erwartet. Denn als die beiden durch die nächtlichen Partygeschäfte spazieren, rufen Alessandras Manager und andere Kollegen der Entertainment Firma nach ihr. Sie haben alles durch andere Deutsche vor Ort rausgefunden. Diese Touristen haben die Geheimreise im Internet veröffentlicht.

Manager: „Hast du noch alle Tassen im Schrank? Pack deine Sachen.“

Alessandra: „Wir können sowieso bis Morgen nicht fliegen. Mach mal keinen Theater.“

Manager: „Was? Bist du verrückt. Was ist auf einmal los mit dir? Wir müssen die Abschlagszahlung für den Werbespot zurückgeben. Kümmere du dich um alles! Los, komm jetzt.“

Bedauerlicherweise kann Malte nur zugucken, wie Alessandra von denen mitgeschleppt wird.

Malte: Alessandra! Ich werde dich wiederfinden, also vergiss mich nicht... Und warte auf mich!

Die Partystimmung bei Sophia und Herr Jetter ist ebenfalls bald zu Ende.

Sophia: „Wir halten uns ab heute in verschiedenen Hotels auf. Ich muss da entlang jetzt gehen...“

Herr Jetter: „Ich fahre morgen früh wieder nach Deutschland...“

Sophia: „Ach so...“

„Wollen Sie nicht mitkommen?“, fragt Herr Jetter schwermütig.

Auf diese Frage überlegt Sophia etwas. Doch sie scheint sich entschieden.

Sophia: „Ich will noch etwas reisen. Ich hab zwar noch nicht entschieden, wo ich als nächstes hinfahre, aber diese Reise will ich auf jeden Fall zu Ende führen. Lasst uns hier verabschieden.“

Herr Jetter: „Schade...“

Sophia: „Ich hatte viel Spaß.“ Sophia gibt ihm ihre Hand. Herr Jetter nimmt ihre Hand und sagt ihr: „Hoffe, dass Sie noch eine schöne Reise haben werden.“

Sophia: „Ja. Na dann, passen sie auf sich auf.“

Wie Herr Jetter grinst Sophia ebenfalls schwermütig, dreht sich um und geht den Strandweg entlang.

Einige Wochen später

Im Fahrstuhl zum Arbeitsplatz treffen sich Herr Jetter und sein Verwalter. Sie begrüßen sich mit einem leichten Kopfnicken und nach einer Weile fängt Herr Jetter das Gespräch an.

Herr Jetter: „Was denken sie über den Y2 Projekt Deal?“

Der Verwalter: „Ich bin mir nicht sicher.“

Herr Jetter: „Wieso kaufen wir nicht 15% und verkaufen es dann weiter?“

Der Verwalter: „Ähm.. dann könnte unsere Firma in Gefahr kommen.“

Herr Jetter: „Wir müssen es mit einer langen Sicht sehen. Setzen Sie dies bitte aus.“

Der Verwalter guckt Herrn Jetter einmal an und sagt grinsend:

„Zu viele Köche verderben den Brei.“

Dann guckt Herr Jetter auch einmal zum Verwalter, wonach beide anfangen zu lachen.

Der Verwalter: „Ach ja, diese Person, die Sie in Borakai kennen gelernt haben, heißt sie Sophia? Eine Versandpackung ist angekommen. Liegt auf Ihrem Schreibtisch.“

Erneut haben sich der Musikdirektor, Alessandra und ihr Manager im Studio versammelt, um wieder eine Aufnahme zu versuchen.

Manager: „Versetze dich in diese Stimmung und fühle es.“

Musikdirektor: „Ob das noch einen Sinn macht. Probieren wir es ein letztes mal. Go!“

Alessandra: „*So many places to go, so many things to do~*“

Nach der ersten Zeile von dem Lied setzt sich der Direktor auf einmal gerade hin und gibt Alessandra volle Aufmerksamkeit.

Alessandra: „*Our time together seems so far away, I want to turn things back. The good times...I know...I know now~*“

Schon bald seufzt der Direktor vom Lied mitgerissen und der Manager ballt sich vor Freude die Faust.

*„I know now. With you, we looked at the sea all night~“*

Malte steht in seinem Kiosk vor dem Kassen-Fernseher. Im Fernsehen ist ein Auftritt von Alessandra vor tausender Fans zu sehen. Als er völlig auf dem Fernseher konzentriert ist, klopft jemand ihn am Schulter. Es ist Maltes ehemalige Freundin.

Malte: „H-hallo, Entschuldigung.“

Ex-Freundin: „Hi. Du hast noch keine Freundin, oder?“

Malte: „Wieso fragst du?“

Ex-Freundin: „Es gibt da eine, die ich dir vorstellen möchte. Weil, es tut mir auch ein bisschen Leid wegen dir.“

Malte: „3 Euro 20. Brauchst du eine Quittung?“

Ex-Freundin: „Hey. Ist das ein ‚Nein‘? Sie ist ein bisschen klein, aber süß!“

In dem Moment mischt sich eine Braunhaarige mit einer Mütze ins Gespräch ein.

„Ich bin seine Freundin, also was redest du da?“

Sie geht dann durch die Kassentür zu Malte und nimmt ihre Mütze ab. Maltes Ex-Freundin kann es kaum fassen, dass es Alessandra ist.

Alessandra: „Du könntest wenigstens einmal anrufen. Du meinstest doch, dass du mich wiederfindest wirst in Deutschland.“

Malte: „Hehe, ich hab dich jeden Tag gesehen. Ich war bereit um dich zu treffen... aber du bist vor mir gekommen.“

Alessandra: „Was meinst du mit ‚bereit‘?“

Malte: „Ehrlich gesagt.. wurde ich von zwei Firmen angenommen. Aber ich hab mich entschieden, beide aufzugeben. Gibt es vielleicht eine Chance, als dein Manager zu arbeiten? Ich brauche dringend einen Job.“

Alessandra: „Ahahah. Du bist immer so.“

Malte: „Das Ding ist, dass ich mit dir sein will.“

Die Versandpackung beinhaltete Herr Jeters Laptop, den Sophia vergessen hatte zurückzugeben. Außerdem waren darin die Fotos von der Reise, als auch neue Fotos enthalten, die in Deutschland aufgenommen wurden. Daraus konnte er herausfinden, dass Sophia mit ihrem alten Job Schluss gemacht hat und jetzt ein Café in Betrieb hat.

An einem Abend putzt Sophia wieder einmal die Tische in ihrem Café und dabei schaut sie nach draußen, als warte sie auf jemandem. Etwas enttäuscht putzt sie die Tische einfach weiter. Plötzlich tritt dann Herr Jetter ins Café, auf den sie tagelang gewartet hat.

Herr Jetter: „Einige wichtige Programme im Laptop lassen sich nicht öffnen.“

Sophia: „Wirklich?“

Herr Jetter: „Genauso wie alle anderen Dokumente.“

Sophia: „Aber ich hatte alles kontrolliert, bevor ich es Ihnen geschickt habe.“

Herr Jetter: „Puh.. Das ist ein Problem. Ich gucke mir jeden Tag nur Ihre Fotos an.  
Andere Dateien öffnen sich nicht.“

Als Sophia es versteht, gibt sie ein glückliches Lächeln von ihr.“

Herr Jetter: „Schön, Sie wiederzusehen.“

## **My Funny Valentine**

*Boie Hansen*

Ich saß am Elbstrand und blickte den großen Schiffen nach, wie sie in aller Eile termingerecht ablegten und hinaus in die Welt fuhren.

In meinem Rücken dröhnten die Geräusche der zahllosen Autos, die sich nach Arbeitsschluss in aller Eile nach Hause zu drängen versuchen, um rechtzeitig den Feierabend beginnen zu können. Mir lag diese Hektik fern. Ich hatte gerade vor einigen Wochen mein Abitur erlangt und hatte alle Zeit der Welt, dachte ich zumindest. Doch überall, wo ich hinging, war ich in Eile. Ich sah zu, die Bahn rechtzeitig zu erwischen, die Stoßzeiten des Feierabendverkehrs zu umgehen und die Öffnungszeiten der Läden einzuhalten.

Über diese mir nicht immer bewusste Hektik hinaus war etwas, das mich einzuengen schien. Es war überall, wo ich auch hinging, es folgte mir. Was ich auch dachte, es war da.

Das Gefühl der Ungewissheit. Ungewissheit? Ja, ich hatte mein Abitur bestanden und durch das Glück eines nachsichtigen Arztes in der Dienststelle wurde ich sogar ausgemustert. Doch übrig blieb die Frage, was nun?

Sollte ich eine Ausbildung anfangen und wenn ja, welche? Sollte ich mich lieber einem Studium zuwenden? Welchen Beruf sollte ich anstreben, welche Ausbildung wird mir helfen, mit den Problemen der Zukunft fertig zu werden?

Wird es mir überhaupt Spaß bringen, oder werde ich von den Fesseln eines gut bezahlten, jedoch ermattend langweiligen Jobs eingeengt? Es hörte auch die nächsten Wochen nicht auf, Fragen über Fragen. Zu all meiner Ungewissheit kam noch Unverständnis für die Denkweisen unserer Gesellschaft und meiner Mitmenschen.

Ich schaltete eines Morgens den Fernseher an, und in den Nachrichten waren wieder einmal Bilder von notleidenden Menschen in Dafur zu sehen. Danach Bomben in Afghanistan und Israel. Präsident Obama beruhigt die Welt zwischen Irak und der Finanzkrise. Auf dem nächsten Kanal nichts von all dem. Nein, ganz im Gegenteil, ein schlanker Mann im schwarzen Anzug stand vor mir und versuchte mir zu erklären, wie viel besser mein Leben doch mit einem überteuerten Wasser in einer schön geformten Flasche wäre.

Dann ging es gleich weiter: Der neue Kleinwagen spart Benzin und Geld, so strahlend wie mit diesem Reiniger wird mein Bad nie, eine Frau springt vor meinen Augen herum und erzählt mir, wie wichtig es für ihr Leben war, durch den neuen Schokoriegel schlank zu werden. Je länger ich dieses Spektakel beobachtete, desto lächerlicher erschien es mir. Ich schaltete wieder um. Diesmal warnte eine Diskussionsrunde vor dem illusionären Bild, welches Jugendlichen durch die

Massenmedien vermittelt wird. Währenddessen erklärt eine von den Medien gepushte 15-Jährige den einzigen Weg, um glücklich zu werden.

Die Medien kamen mir in diesem Moment immer stärker wie ein Konstrukt widersprüchlicher Werte vor, mit jedoch einem einheitlichen Ziel: GELD!

Alles hier schien sich zu widersprechen, das Fernsehen, die Politik, die Werbeplakate, meine Mitmenschen in ihren Überzeugungen und Wahrnehmungen von weiten paradoxen Geflechten aus Wunschenken, Ängsten und Scheinwissen.

Gegen Ende des Tages drückte der Stress immer heftiger auf mich ein, die Absurdität meiner Umgebung, die Probleme, die durch unser Verschulden entstanden und uns nun selbst bedrohen, der Zeitdruck in einer fast schon überbeschleunigten Gesellschaft. Die Hektik um mich herum ließ mir alles als einen einzigen Widerspruch und Irrsinn erscheinen. Dies ging soweit, bis mir selbst die sonst so koordinierten Ampeln in einen absurden Streit zwischen Rot, Gelb und Grün zu geraten schienen. Die vielen Leute, welche mir unentwegt ihre Ansichten mitteilten, egal, ob ich sie fragte oder mich in Gedanken flüchtete. Nein, nicht einmal da gelang es mir, mich zu beruhigen, denn die Sorge um meine Zukunft plagte mich auch hier weiter.

Doch dann, als schon alle Lichter erleuchtet waren und die Sterne am sonst so schwarzen Nachthimmel zu ersetzen suchten, wurde es stiller. Ich fand langsam die Ruhe, um nachzudenken. So konnte es nicht weiter gehen, in diesem Stress. In einer Umgebung, die mir keinen Sinn zu geben schien. Ich musste hier weg. Mein eigenes Leben gestalten.

Langsam wurde die Antwort klarer, wenn ich eine Lösung für meine Probleme finden wollte, so konnte ich es nicht mit derselben Denkweise tun, durch die sie entstanden sind. Ich musste mich ausleben, fernab von all dem, was mich hier einschränkt. Also dachte ich mir: „Ich bin jung, unabhängig und das alte Leben hier bietet mir nichts als Hindernisse. Also hinaus in die Welt! Die Dinge sehen, die ich mir schon immer zu sehen gewünscht habe. In Städte zu reisen, deren Lifestyle ich schon immer bewunderte, Kulturen kennenzulernen, die mir so nah sind und doch fremd erschienen, Mädchen zu treffen, von denen ich sonst nur geträumt habe.“

Einige Tage später ging es also los. Ich saß im Flieger, die Anschnallzeichen leuchteten auf und aus den Lautsprechern ertönte eine Frauenstimme: „Meine Damen und Herren, wir haben soeben mit dem Landeanflug auf London Heathrow begonnen. Wir bitten Sie, sich anzuschnallen und die Rückenlehnen in eine aufrechte Position zu bringen.“

Endlich da! London, die Metropole Europas, die mich schon immer faszinierte. All die Geschichten, die man von hier hörte. Der britische Lifestyle, die Kulturen, all die vielen Menschen und die wilden Parties dieser Stadt. Ja, hier würde ich anfangen, mein Leben nach meinen Regeln zu gestalten.

Der erste Umbruch wurde mir schon gleich deutlich, als ich mich zu orientieren versuchte. All die Schilder und Ansagen in Englisch. Ich schaute mich weiter um und betrachtete meine Umgebung: „Exit, Restroom, Luggage, Restaurants“ und vieles mehr. Die Leute um mich herum unterhielten sich und diskutierten, an den Schaltern wurden Reisende befragt, am Zoll schimpften sie wiederum über die Wartezeiten und die Sicherheitskräfte hetzten hektisch um besitzerlose Koffer. In diesem ganzen Treiben wurde es mir plötzlich deutlich, zuerst stockend, doch dann immer fließender. Ich verstand das ganze Treiben um mich, all die ganzen Dialoge, die Fragen der Beamten, die Schilder und Ansagen. „Mein Schulenglisch musste wohl doch nicht das schlechteste gewesen sein“, dachte ich bei mir selbst. Ich begann also nach dem Ausgang zu suchen und folgte den Schildern mit der Aufschrift „Underground“.

Nach einigen Stunden Herumirren in den zahlreichen Terminals und den Ticketschaltern der Undergroundstation war es endlich soweit, ich hatte mein Ticket, auch meine anfängliche Unsicherheit verschwand. So kam es dann, dass ich nach einiger Zeit die Rolltreppe der Undergroundstation „Leicester Square“ vor mir sah, wie sie sich gen Ausgang streckte. Es war ein wohliges, befreiendes Gefühl, nach der langen Zeit in den Schächten der Stationen die ersten Sonnenstrahlen auf der Haut zu spüren. Da stand ich nun am Leicester Square, mitten in London. So viel hatte ich schon von diesem Ort gehört und sogleich bemerkte ich die Magie dieses Platzes, so viel Leben, all die Menschen, Autos, die großen, roten Busse und all die wunderschönen alten Gebäude, welche das ganze Treiben wie schützende Arme zu umgreifen schien. Ich war begeistert und beschloss auch sogleich, diese unglaubliche Stadt zu erkunden. Doch mein Tatendrang wurde schlagartig gebremst, als ich das Krachen meiner auf die Straße rollenden Tasche vernahm. Ein Mann hatte sie in seiner Hektik übersehen und war gegen sie gelaufen, so dass sie im Begriff war, auf die stark befahrene Straße zu rollen. Während ich bereits emsig nach meinem Hab und Gut zu greifen begann, vernahm ich nur noch ein leises und beiläufiges: „sorry“. Nachdem ich meine Tasche erfolgreich gerettet und den ersten Schock überwunden hatte, folgte sogleich der nächste, als ich mich an meine Trompete erinnerte, welche ich als Begleiter für trostlose Stunden mitgenommen hatte. „Hoffentlich ist ihr nichts geschehen“, dachte ich sorgenerfüllt und riss den Reißverschluss auf. Nach langem Kramen in meiner Tasche konnte ich beruhigt feststellen, dass alles in bester Ordnung war, ich jedoch bereits von zahlreichen Passanten recht verständnislos angestarrt wurde. So dachte ich mir: „Es ist viel zu umständlich, mich mit Gepäck durch London zu kämpfen, ich sollte erst einmal eine geeignete Bleibe finden.“ Ein wenig betrübt über die Ernüchterung in der Hektik, die auch hier gängiger Begleiter des Alltags zu sein schien, schlich ich wieder zurück in die Station. Ich stand eine ganze Zeit vor den Schranken der Station und überlegte, wo ich hin konnte. Für ein Hotel hatte ich zu

wenig Geld und Freunde, bei denen ich erst einmal bleiben konnte, hatte ich hier nicht. „Was soll ich jetzt bloß machen“, dachte ich und eine Welle der Unsicherheit überkam mich. Doch wie ich da so stand und überlegte, erinnerte ich mich plötzlich an die Abende, an denen mein Vater mir von den Erlebnissen und Reisen seiner Jugend erzählte und mich dabei immer wieder auf den „YMCA“, den Christlichen Verein Junger Männer, hinwies. Mir erschien dies früher immer recht lächerlich, zumal ich mir nichts unter diesem Namen vorstellen konnte, doch jetzt, wie ich so dastand und mich die Ratlosigkeit zu überschwemmen drohte, erschien mir der alte Tipp meines Vaters doch gar nicht so übel. „Also los“, dachte ich mir und ging auf den nächsten Schalter zu, hinter dem ein sympathischer junger Angestellter des Londoner Undergrounds saß. „Hi, wie kann ich Ihnen helfen?“, sagte dieser in einem für mich nicht leicht zu verstehenden Englisch. Als er meine Verständigungsschwierigkeiten bemerkte, wiederholte er seine Frage noch einmal langsamer und deutlicher für mich. Diesmal verstand ich schon besser und antwortete: „Guten Tag, ich suche den YMCA und dachte, Sie könnten mir dabei vielleicht behilflich sein.“ Schnell griff er eine Karte, umkreiste eines der vielen „Undergroundsymbole“ und legte diese dann vor mich auf den Schalter, um mir den Weg zu beschreiben: „Du steigst in die „Picadilly Line“ und fährst bis „Kings Cross“, dort fährst du mit der „Circle Line“ weiter bis „Barbican“, von dort findest du es ganz einfach.“ Ich bedankte mich und ging mit neuer Hoffnung in Richtung der „Picadilly Line“.

Wie es mir beschrieben wurde, stieg ich in die „Picadilly Line“ und fuhr bis „Kings Cross“, dort stieg ich dann in die „Circle Line“ um und fuhr bis „Barbican“. „Mind the gap“, erschallte es hinter mir und ich ging geradewegs zum Ausgang, wo mich auch schon wieder die Sonnenstrahlen des Nachmittags so warm und herzlich empfingen, als wollte mir die Sonne sagen, dass sie mich bereits vermisst habe. Ich brauchte eine Weile, bis sich meine Augen wieder an das grelle Licht gewöhnten und ich mich umsehen konnte. Ich wandte mich nach links und ging einige hundert Meter die Aldersgate Street entlang, ging weiter auf der Goswell Road und erblickte nach einigen Schritten das große Gebäude mit der Aufschrift „The Barbican YMCA“. Ich war erschöpft und überglücklich zugleich und machte mich auch sofort auf, um mir eine Unterkunft zu organisieren. Im Eingang saß ein kleiner rothaariger Mann, der mich mit einem vertrauensvollen Lächeln ansah und schließlich fragte, was er denn für mich tun könne? „Ich brauche ein Zimmer für voraussichtlich 10 Tage“, sagte ich. Nachdem wir die letzten Daten geklärt hatten, führte er mich auf mein Zimmer. Es war ein kleines, aber gepflegtes Zimmer mit einem Bett, einem Tisch, einem kleinen Schrank und Fenster. Sowie ich in dem Zimmer stand und die Tür hinter mir zuschlug hörte, warf ich mich auf das Bett und atmete tief ein und dachte nach. Ich dachte über die bevorstehenden Tage nach: „Was mich wohl erwarten wird, wie ich

wohl Geld verdienen könnte, wen ich wohl treffen werde?“ So dachte ich Minuten über Minuten, bis ich dann letztendlich einschlief. Doch dies hielt nicht lange an, denn ich erwachte von dem Klang einer Polizeisirene, und es dauerte einige Sekunden bis ich mich wieder zurecht fand. Schlaftrunken taumelte ich zum Fenster und blickte auf die Dächer der Stadt. Wie ich so das Treiben der Menschen beobachtete, stieg in mir das warme und wohlige Kribbeln neuer Lebensfreude auf. Da packte mich der regelrechte Drang, das Leben dieser Stadt zu spüren und so sprang ich vom Fenster weg, kramte meine Jacke aus der Tasche und schwang mich aus der Tür.

Vor dem Gebäude waren die Straßen schon leerer geworden und ich ging mit großen Schritten zur Undergroundstation. Auf der Rolltreppe angelangt, betrachtete ich die zahlreichen Plakate, welche über die Veranstaltungen der nächsten Zeit informierten. So fuhr ich also die Rolltreppe hinab und betrachtete die Plakate, wie sie eins nach dem anderen an mir vorbeizogen. Einige Konzerte, Madame Tussauds, The Tower of London und Chicago. Chicago, dieses Plakat zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Eine schöne junge Frau mit blonden Haaren und einem schwarzen Tänzerinnenanzug im Look der 50er Jahre war darauf zu sehen. „Das würde ich mir gerne einmal ansehen“, dachte ich mir und nahm mir am nächsten Schalter einen Veranstaltungsplan von London mit, auf dem auch die Lage des Theaters zu sehen war. Ich fuhr also mit dem nächsten Zug zur Undergroundstation „Covent Garden“ und bog von „Long Acre“ in die Mercer Street ein. Es war eine schöne Straße mit einem roten Backsteingebäude, welches an einem kleinen Kreisverkehr mit einer Säule in der Mitte endete. Hier saßen viele Menschen und unterhielten sich, während sie ihr Bier tranken. Ich war entzückt von diesem wunderschönen Ort, solch ein netter, ruhiger Platz, mitten in London. Meine Freude steigerte sich zu einer regelrechten Euphorie, als ich endlich das Theater vor mir erblickte. Geradewegs steuerte ich darauf zu und ging zur Abendkasse, um mir Karten zu besorgen. „Tut mir leid, wir sind die ganze Woche ausverkauft“, sagte die Frau hinter dem Tresen und verzog dabei das Gesicht, sodass man ihr es wohl anmerkte, wie leid es ihr tat, mich enttäuschen zu müssen. Doch davon wollte ich meine Freude nicht trüben lassen, ich ging frohen Gemüts hinüber zu dem Pub, der sich mit seiner schönen dunklen Holzfassade und dem roten Schild, mit der Aufschrift „The Crown“ einige Meter von mir entfernt befand, und als ich eintrat, war ich nicht wenig überrascht über das recht lustige Treiben, welches drinnen herrschte. Ein kleiner krummer Mann mit mürrischem Gesicht stand hinter der Theke und zapfte fleißig ein Bier nach dem anderen. Um seine Theke herum standen viele Menschen, die lachten, sich unentwegt Witze erzählten und dabei wild gestikulierten. Mit einem deutlichen Nicken signalisierte mir der kleine Barmann, dass ich ihm meine Bestellung zukommen lassen sollte. „Ein Bier bitte“, sagte ich und war leicht verunsichert, als er mich sehr ungläubig anguckte, als hätte er mich erwischt, wie ich ihm einen Streich

spielen wollte. „ Ein Guinness für den Jungen und für mich noch zwei weitere“, erschallte es plötzlich neben mir. Erstaunt drehte ich mich um und erblickte einen großen stämmigen Kerl mit grauen Haaren und einem dichten ebenso grauen Bart. Er drückte mir das Bier in die Hand und zeigte mit den Gläsern in der Hand auf die Tür. Immer noch etwas erstaunt folgte ich und setzte mich zu ihm und einem anderen Mann mit grauem Bart und lichtem Haar. „ Danke übrigens“, murmelte ich, als wir anstießen. „Du bist nicht von hier“, murmelte er in seinen Bart. „ Nein, ich komme aus Hamburg“, antwortete ich. „Macht nichts, wir auch nicht, wir sind aus Dublin hier, um ein paar Abende in London zu spielen.“ So kamen wir ins Gespräch und zwischen Erzählungen über Irland und die Band, mit der sie hier waren, tranken wir recht fleißig ein Bier nach dem anderen, bis über uns der Sonnenuntergang einbrach und die Dächer der Häuser in ein tiefes Rot tauchte. Die beiden verabschiedeten sich herzlich und ich tat es ihnen gleich, denn ich war schon recht müde geworden. Also brach ich auf, um zu meiner Bleibe zurück zu kommen.

Am nächsten Morgen wurde ich durch die Sonnenstrahlen, welche durch mein Fenster drangen, langsam geweckt. Ich kniff die Augen zusammen und streckte mich ausgiebig, bevor ich mich aufsetzte. Nachdem ich mich zum Aufstehen ermuntern konnte, trat ich aus meinem Zimmer und suchte auf dem Flur nach den Waschräumen, wo ich mich für den Tag fertigmachte. Während die einzelnen Wasserstrahlen aus dem kleinen Duschkopf auf mich niederprasselten, erinnerte ich mich an den gestrigen Abend und beschloss, heute gleich nach Covent Garden zurück zu kehren.

Einige Stunden später stand ich also wieder an dem Platz von gestern und begann durch die kleinen Kopfsteinpflasterstraßen zu gehen und mir die Häuser und Leute anzuschauen. Meine Trompete hatte ich dabei in einer kleinen Tasche um die Schulter, die ich nervigerweise immer wieder hochziehen musste, da ich Panik hatte, dass mir meine Tasche samt Trompete gestohlen werden könnte. So ging ich einige Zeit, bis ich an einer netten Ecke halt machte und mich auf einem kleinen Podest in der Bow Street niederließ. Hier überkam mich dann ein lustiges Gefühl von Lebensfreude, sodass ich nach Herzenslust zu spielen und zu singen begann.

*I saw you last night and got that old feeling  
When you came in sight I got that old feeling  
The moment you danced by I felt a thrill  
And when you caught my eye  
My heart stood still*

*Once again I seemed to feel that old yearning  
And I knew the sprak of love was still burning  
There'll be no new romance for me  
It's foolish to start  
For that old feeling is still in my heart*

Es war ein befreiendes Gefühl zu sehen, wie die Musik nicht nur mich, sondern auch die Menschen um mich herum erreichte und erfreute. Einige Männer im Anzug gingen vorbei und warfen mir einige Münzen in die offene Tasche, die neben mir auf dem Boden stand, Mädchen strahlten mich mit einem süßen Lächeln an, alte Pärchen, die in einem Café saßen, wankten still und zufrieden im Takt und sogar die Schatten der kleinen Bäumchen und Blumenkästen schienen sanft im Wind zu tanzen. Ich blieb noch einige Zeit unter dem Bäumchen auf dem Podest sitzen und genoss die friedliche Atmosphäre dieses Ortes. So saß ich da für einige Zeit, bis mein Bauch mit unzufriedenem Knurren die Ruhe zerbrach. Da ich nicht besonders viel Geld bei mir hatte, ja eher gesagt, die paar Pfund, die mir für mein Spiel zugesteckt wurden, musste ich mir eine Alternative überlegen. Ich beschloss also kurzerhand, mich zurück zum Leicester Square zu begeben und dort im nahegelegenen asiatischen Viertel etwas zu essen. Hier fand ich zu meiner Freude ein kleines asiatisches Restaurant mit dem Namen „Mr. Woo“ und auf einem Schild im Fenster war zu lesen: „5 £ all you can eat“. Das war genau das Richtige für mich im Moment. Ich legte meine Sachen an einem Tisch ab und schritt zum Buffet, wo mich bereits Berge von gebratenem Reis, Hühnerflügeln, Gemüse und Schweinefleisch in allen möglichen Soßen erwarteten, ja sogar einige Frühlingsrollen konnte ich noch ergattern. Ich genoss mein Essen wie ein Festmahl, und da meine letzte Mahlzeit schon recht lange her war, füllte ich mir drei mal den Teller auf, ehe ich gefüllt wie ein Luftballon zurück auf die Straße trat. Schweren Schrittes, aber mit einem unglaublichen Wohlgefühl, marschierte ich durch die Gassen, Straßen und Plätze, betrachtete die Peking Enten in den Fenstern und jagte euphorisch nach jedem Sonnenstrahl, der sich durch die Dächer in die kleinen Straßen verirrte. Etwas später wanderte ich durch die Regent Street und etwas später konnte ich es mir nicht verkneifen, einen kleinen Abstecher ins „Harrods“ zu machen. Die vielen Abteilungen und Luxusartikel verblüfften mich schon ordentlich und ich fühlte mich wie in einer anderen Welt, als ich die in teure Tücher und Mäntel eingehüllten Frauen aus aller Welt sah, wie sie einen alltäglichen Einkauf zu tätigen schienen. Wieder auf der Straße, erblickte ich eine wunderschöne junge Frau, die mir mit ihren roten Lippen so strahlend zulächelte, dass mir das Herz höher schlug. Wie ich so weiter ging, ganz vertieft in ihre zauberhaften Beine und ihr langes braunes Haar, wie es in der leichten Briesse hin und her wankte, vergaß ich ganz den Linksverkehr und erschrak heftig, als plötzlich ein Auto vor mir mit einem lauten Quietschen abbremste.

Ganz verkrampt sprang ich zurück und es dauerte einige Minuten bis ich mich von dem Schrecken wieder erholte. Trotz der anfänglichen Erleichterung über meine Unversehrtheit war ich doch recht erzürnt, dass mir das Auto diesen Augenblick zerstört hatte und ich wollte erst einmal weg von diesem Ort, um mich zu beruhigen. Ich stieg also in den nächsten Zug und fuhr bis zur Station „Embankment“, um dort an der Themse die letzten Sonnenstrahlen zu genießen, da es bereits spät am Nachmittag war. Ich ging die Treppe hoch auf die Straße und suchte erst einmal nach einem Supermarkt, um mir noch etwas zu trinken zu kaufen. Nach einer kurzen Suche fand ich am „Trafalga Square“ einen „Tesco“, diese Kette ist mir während meines Aufenthalts öfter aufgefallen, da man an nahezu jeder Ecke Londons ein Schild mit der Aufschrift: „Tesco“ fand. Ich ging also hinein und stöberte durch die einzelnen Abteilungen, hier gab es wohl alles, was unsere moderne Gesellschaft zum Leben benötigt, Sandwiches, fast 20 Biersorten, literweise Limonaden, Süßigkeiten aller Art, Reinigungsmittel, DVD's, Backwaren, Kameras und sogar frische Lebensmittel wie Milch, Gemüse und Obst. Es war ein riesen Angebot für wenig Geld und das zahlte sich bemerkbar aus, wo man auch hinsah, die Leute strömten regelrecht zu „Tesco“ und kauften alles, was sie brauchten, von kleinen Snacks bis zu Großeinkäufen, von der Dimension eines panischen Einkaufes vor einem Atomschlag. Die Kassierer wurden hier schon fast völlig von automatischen, computerbetriebenen Kassenschaltern ersetzt. Ich wusste nicht so ganz, ob ich das als fortschrittliche Entwicklung oder besorgniserregende Automation betrachten sollte, aber im Endeffekt ergriff mich auch die Routine der anderen Kunden und meine Bedenken wichen dem Gedanken ‚dass ich ja eh nur zum Einkaufen hier sei. Ich griff mir schließlich eine große Tüte „Walkers Crisps“, eine Flasche asiatisches Tigerbier, um der Globalisierung erneut mit allen Vor- und Nachteilen zu frönen und eine Flasche „Irn-Bru“, eine schottische Limonade, von der ich hier schon öfters gehört hatte und jetzt meine Neugier nicht mehr bremsen konnte. Ich bezahlte kurzerhand am neuen Computer-Schalter und ging die Northumberland Avenue hinunter, bis ich auf der „Hungerford Bridge“ stand und auf die Themse herunter sehen konnte. Als ich schon fast am anderen Ende der Brücke angekommen war, kam mir auf einmal der wundervolle Klang einer leise gespielten E-Gitarre entgegen. Je näher ich kam, desto deutlicher wurde das Spiel und es war sogar Gesang zu hören, welcher ebenfalls immer deutlicher zu werden schien. Am anderen Ufer angekommen sah ich jetzt einen alten Rastafari mit einer E-Gitarre stehen und leise für die Menschen an der Promenade singen.

*Exodus: Movement of Jah people! Oh-oh-oh, yea-eah!*

*Men and people will fight ya down Tell me why!*

*When ya see Jah light. Ha-ha-ha-ha-ha-ha-ha!*  
*Let me tell you if you're not wrong; Then, why?*  
*Everything is all right.*  
*So we gonna walk - all right! - through de roads of creation:*  
*We the generation Tell me why!*  
*Trod through great tribulation trod through great tribulation.*

*Exodus, all right! Movement of Jah people!*  
*Oh, yeah! O-oo, yeah! All right!*  
*Exodus: Movement of Jah people! Oh, yeah!*

*Yeah-yeah-yeah, well!*  
*Uh! Open your eyes and look within:*  
*Are you satisfied with the life you're living? Uh!*  
*We know where we're going, uh!*  
*We know where we're from.*  
*We're leaving Babylon,*  
*We're going to our Father land.*

*2, 3, 4: Exodus: movement of Jah people! Oh, yeah!*  
*Movement of Jah people! Send us another brother Moses!*  
*Movement of Jah people! From across the Red Sea!*  
*Movement of Jah people! Send us another brother Moses!*  
*Movement of Jah people! From across the Red Sea!*  
*Movement of Jah people!*

Ich lehnte mich an die Mauer der Uferpromenade und hörte andächtig zu, wie er so friedlich und rhythmisch sang. Es war mir fast so, als sänge er nicht für das Geld, dass ihm die Menschen in den geöffneten Gitarrenkoffer warfen, sondern nur, um die Seele des Liedes in sich zu spüren und diese mit der Themse weiter durch die ganze Stadt fließen zu lassen. So verbrachte ich den gesamten Abend hier und lauschte seinen Liedern. Ich blieb auch noch sitzen, nachdem er seine Gitarre zusammengepackt hatte und so ruhig und plötzlich ging, wie seine Musik zu mir gekommen war. Ich blieb noch auf der Mauer sitzen und blicke zu dem „Big Ben“ hinüber, wie er von der roten Flut des Sonnenuntergangs umhüllt wurde.

Ich führte dieses unbeschwerte Leben der vergangenen Tage noch eine Woche weiter, bis ich feststellen musste, dass mir das Geld ausgegangen war, und da mir die paar

Münzen, die mir von den Zuhörern meines spontanen Trompetenspiels ab und zu in den Koffer geworfen werden, nicht mehr über die Runden halfen, musste ich mich wohl auf die Suche nach einer Arbeit begeben.

Und so kam es, dass ich recht bald eine Arbeitsstelle in einem kleinen, gut besuchten Cafe namens „Cafe Mode“ in der „Endell Street 58“ fand. Hier arbeitete ich vom späten Vormittag bis zum Nachmittag. Mein wöchentlicher Lohn war zwar gerade hoch genug, um mir die Miete meines Zimmers und den morgendlichen Kaffee zu finanzieren, mein Trinkgeld fiel jedoch mehr als üppig aus. Schon nach der ersten Woche hatte ich genug Geld verdient, um mir etwas Neues zum Anziehen leisten zu können, sodass mir auf der Straße einige aufgeweckte Blicke von schönen Mädchen zuteil wurden. So verbrachte ich meine Vormittage damit, von Tisch zu Tisch, von Gast zu Gast zu gehen und ihre Bestellungen aufzunehmen, Kaffees, Kuchen, Salate und Weine zu bringen. Ich war mir häufig selbst nicht sicher, was mir an meiner neuen Arbeit am besten gefiel, das Trinkgeld oder das freudige Strahlen der Gäste wenn ich ihnen die Bestellungen brachte. Meine Freude an der neuen Arbeit überraschte mich sehr, da mir eine derart anstrengende und eintönige Arbeit zuhause immer wie eine Strafe vorkam. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, was an der Arbeit mit Menschen in einem Cafe erfreulich sein sollte. Doch jetzt wo ich meine Arbeit mit großem Elan und Erfolg ausführte, waren all diese Zweifel wie weggeblasen. Auch meine Beziehung zu der Stadt hatte sich im Laufe der Woche geändert. Jetzt da ich die Stadt kennen gelernt hatte und mich in ihr zurecht fand, ja sogar meine Lieblingsplätzchen entdeckt hatte, wurde sie immer vertrauter. Ich wagte mich sogar, einige Abende in den Szenestadtteil „Soho“, in dem das Londoner Nachtleben pulsieren sollte und man konnte mit Fug und Recht behaupten, dass dies auch der Fall war. Ich war auf wilden Partys, auf denen ich junge Leute von allen Ecken Londons, bis hin zu Englands Upperclass Familien traf. Ja, auch die Frauen blieben nicht aus, nein, das Gegenteil schien der Fall zu sein, in allen Straßen, von den kleinsten Pubs bis hin zu den angesagtesten Locations, waren die schönsten Frauen ganz Londons zu treffen. Ich verbrachte ein zwei nette Abende mit Mädchen von unglaublicher Eleganz und Schönheit. Sie waren so viel interessanter als all die Mädchen, die sonst in den Straßen zu treffen waren. Sie kamen aus Hong-Kong, Paris, Amsterdam, Glasgow und L.A. . Alle waren sie etwas Besonderes, doch nur eins schienen die Mädchen in London nicht zu sein, von Dauer. So aufregend und betörend die Abende in „Soho“ auch waren, es zog mich doch öfters wieder in den alten „Crown-Pub“ an dem kleinen Kreisverkehr in der „Mercer Street“ zurück, wo mich mein Weg auch diesen Abend hinführte. Als ich eintrat, erblickte ich sofort einen kleinen Mann, der sich in der hinteren Raumecke mit einer Gitarre zusammenkauerte und leise einige Lieder sang. Ich fragte den kleinen Barmann, was denn hier heute

Abend los sei? Mit einer tiefen und rauen Stimme antwortete er: „Das ist Ray, aus Irland, der hier öfter mal einen Abend in die Saiten haut und dafür dann frei trinken kann. Ein großer Fehler des Inhabers, sag ich dir, wenn das so weiter geht, dann säuft der mir noch den ganzen Keller leer.“ Dann stellte er auch gleich ein Glas Guinness vor mich auf den Tresen. „Das sind dann 2 Pfund“, sagte er ganz beiläufig und setzte wieder an: „Stehst du auf diese irischen Lieder? Mir haben sie ja zum Anfang nicht so gefallen, aber jetzt kann ich mir diese Stadt ohne diese auch nicht mehr so wirklich vorstellen.“ Ich lächelte und klopfte zustimmend auf den Tresen, während ich mich umdrehte, um der Musik zu lauschen. Der kleine Kerl hatte durchaus Recht, denn auch ich musste mich erst einmal eine Zeit einhören, doch dann war es mir so, als würde seine melancholische Stimme vor meinen Augen auf allen Straßen Londons entlang fahren und an jeder Ecke ein paar andächtige Noten abwerfen, die dann letztendlich der Stadt ein ganz neues Gesicht gaben, ein individuelles Gesicht, geprägt von Erinnerungen, persönlichen Gedanken und Gefühlen, und es war ganz deutlich zu sehen, wie in den Augen eines Jeden im Raum die einzelnen Noten der Lieder auch an seinen ganz persönlichen Ecken Londons abgelegt wurden. Dann wurde es still im Raum. Ray ging wortlos zum Tresen und griff sich ein Glas Bier, das schon auf ihn zu warten schien. Er nahm einen großen Schluck bevor er wieder in seiner Ecke versank und nach einigen weiteren Schlucken nach der Gitarre griff und von neuem zu singen anfang.

*I've been a wild rover for many's the year  
and I've spent all my money on whiskey and beer.  
But now I'm returning with gold in great store  
and I never will play the wild rover no more*

Da erhoben alle anderen im Raum langsam und leise ihre Stimmen und stimmten mit ein:

*And it's no, nay, never,  
no, nay, never, no more  
will I play the wild rover  
no, never, no more*

*I went into an ale-house I used to frequent  
and I told the landlady my money was spent.  
I asked her for credit, she answered me nay,  
Such "a custom like yours I can have any day*

Dieses Mal setzte auch ich mit ein:

*And it's no, nay, never,  
no, nay, never, no more  
will I play the wild rover  
no, never, no more*

*I took from my pocket ten sovereigns bright  
and the landlady's eyes opened wide with delight.  
She said I'd have whiskey and wines of the best  
and the words that she told me were only in jest.*

*And it's no, nay, never,  
no, nay, never, no more  
will I play the wild rover  
no, never, no more*

*I'll go home to my parents, confess what I've done,  
and I'll ask them to pardon their prodigal son.  
And when they've caressed me as oft' times before  
then I never will play the wild rover no more*

*And it's no, nay, never,  
no, nay, never, no more  
will I play the wild rover  
no, never, no more*

*And it's no, nay, never,  
no, nay, never, no more  
will I play the wild rover  
no, never, no more*

Als das Lied zu Ende ging, klopfen alle im Raum wie in einem Gefühl der grenzenlosen Zugehörigkeit auf die Tische und auch ich folgte der Geste. Doch war es in mir kein Zugehörigkeitsgefühl, was in mir aufstieg, nein, es war ein Gefühl, das ich all die Tage zuvor zu keiner Zeit verspürt hatte, es war Heimweh. Ich musste an Zuhause denken, an meine Eltern, meine Freunde und auch die Straßen Hamburgs,

welche mit einer solchen Vertrautheit vor meinen Augen lagen, dass London mir wieder wie ein fremder Klotz aus Stahl und Beton vorkam, der mir niemals diese Vertrautheit geben könnte.

Langsam trank ich mein Glas leer und ging vor die Tür. Dort setzte ich mich dann auf die kleine Insel unter der Säule und dachte an Zuhause. So saß ich da für einige Stunden und rührte mich kaum bis ich plötzlich ein immer lauter werdendes Geräusch vernahm. Ich hörte genauer hin und wie es so näherkam, hörte ich immer deutlicher, dass es von einem Paar Frauenschuhen kam, die gleichmäßig und graziös auf den Pflastersteinen in meine Richtung kamen. Ich schaute langsam auf und erblickte eine wunderschöne junge Frau, die mir langsam entgegenkam und letztendlich vor mir stoppte. „Schönen guten Abend“, sagte sie und fuhr gleich fort: „Ist dir der Pub etwa zu langweilig geworden oder warum findet man dich hier draußen, mitten in der Nacht?“ Meine Augen leuchteten in den Laternen der umliegenden Häuser wie die eines kleinen Jungen zu Weihnachten und ich musste erst einmal einen klaren Gedanken fassen, bevor ich antworten konnte: „Äh“, doch ich wurde von ihrem lieblichen Lachen unterbrochen. Sie senkte kurz ihren Blick auf den Boden, dann ließ sie ihren Kopf kurz im Nacken kreisen und sagte endlich zu mir:

„Kommst du mit mir etwas trinken oder müssen wir beide diesen Abend ganz alleine verbringen?“ Mit einem breiten Lächeln nahm ich ihre Hand, die sie mir erwartungsvoll hingestreckt hatte und ging mit ihr zu einem kleinen Restaurant in dem chinesischen Viertel, wo ich die letzten Tage oft meinen leeren Magen zu sättigen gepflegt hatte.

Ich blickte auf ihre Hände, in denen die Essstäbchen zwischen der Pekingente und den Bierflaschen mit asiatischem Etikett von einem Bein auf das andere tanzten und folgte dem Arm hinauf zu ihren Schultern, von denen sich ihr zauberhafter Hals zu ihrem Gesicht erhob. Ich konnte einfach nicht anders, als sie von oben bis unten zu betrachten und immer wieder an ihren unglaublichen roten Lippen oder ihren leuchtenden blauen Augen, die aus ihren blonden Haaren heraus schimmerten, zu verweilen. Wir unterhielten uns die ganze Nacht und es war mir wie eine Melodie, sie dabei immer wieder vergnügt lachen zu hören.

Als alle übrigen Gäste bereits gegangen waren und das Restaurant schließen wollte, nahm sie meine Hand und gab mir mit einem Blick zu verstehen, dass ich die Nacht nicht allein in meinem kleinen Zimmer verbringen würde. Nach einem kleinen Spaziergang standen wir in der Tür ihrer Wohnung und mein Herz klopfte wie wild als ich eintrat. Während ich es mir auf der Couch bequem machte, ging sie in einen

anderen Raum, um zwei Gläser Scotch zu holen. Obwohl mein ganzer Körper von Herz bis Hand nach ihr zu rufen schien, blieb ein gewisses Unbehagen, es war das unsichere Gefühl, doch fremd in dieser Stadt und an diesem Ort zu sein. Meine Zweifel stiegen an und schienen doch von etwas anderem in meinem Kopf beiseite geschoben zu werden. In Sekundenschnelle schwankten meine Gedanken und Sorgen hin und her, mein Herz raste jetzt regelrecht und mir schoss das Adrenalin durch die Adern. Während des ganzen wirren Gedankengefechts starrte ich unentwegt auf den Boden. Doch als ich zur Tür hinüberblickte, stand sie da, ein Bild von einer Frau, wie der größte Künstler sie nicht schöner hätte zaubern können. In einem schwarzen Negligé kam sie zu mir rüber und strich mir durch die Haare. Alle meine Gefühle und Gedanken wirbelten durcheinander. Meine Unsicherheit steigerte sich zu einer Furcht vor dem Unbekannten dieser Stadt, dieser Frau und allem um mich herum und doch stieg die Begierde immer weiter in mir auf.

*Begierd' und Furcht wahnsinnig schütteln ihn,  
Süß schmeichelt jene, diese droht mit Harm  
Und warnt ihn redlich - aber süß und warm  
Lockt Wollust; und die Furcht,  
Die lang sich sträubt,  
Weicht endlich, von der Wollust hirnbetäubt.*

Ich wachte auf, als die Sonnenstrahlen mir durch das Fenster ins Gesicht fielen. Ich schaute auf den Wecker, der neben mir auf dem Nachttisch stand. Es war „10 am“ und Samstag, wie ich es dem „Sa“ neben der Uhrzeit entnehmen konnte. Dann fiel es mir wieder ein, ich blickte zu meiner Linken, doch die war leer. Ich setzte mich auf und rieb mir mit den Händen durchs Gesicht, da hörte ich etwas klirren. Ich schwang mich aus dem Bett und suchte hastig mein Hemd, doch das war nirgends aufzufinden, ich sah nur meine Hose auf dem Boden liegen, schnell sprang ich hinein und griff in die Taschen. Mein Portemonnaie war noch da. Langsam ging ich durch die Tür und das Wohnzimmer, bis ich dann im Türrahmen der Küche erstaunt stehen blieb. „Guten Morgen!“, rief sie mir lächelnd entgegen. Vor mir lag eine gepflegte Küche mit vielen Holzverzierungen und einem alten Herd, auf dem eine Pfanne mit Spiegeleiern vor sich hin knisterte, sie selbst stand in meinem weißen Hemd, welches ihr bis zum Oberschenkel ragte und ihr, wie ich fand, überaus gut stand und hielt eine Kanne mit heißem Wasser in der Hand. „Kaffee oder Tee?“, fragte sie mich. „Kaffee“, antwortete ich mit verlegenem Ausdruck. „Da bin ich aber beruhigt!“, sagt sie mit einem heiteren Lächeln zu mir. „Ich bin auch kein großer Fan des englischen Teetrends.“

Wir gingen zum Frühstück hinaus auf die Dachterrasse ihrer Wohnung und setzten uns auf eine kleine Rasenfläche, die sie hier angelegt hatte. Um uns herum ragten die schönsten Blüten aus den Töpfen. „Echter Lavendel aus der Provence“, sagte sie, als sie meine verzauberten Blicke über die unzähligen Blüten streifte, die sich zu einem Meer aus dichtem Lila verbanden. „Ich liebe dieses Bild!“, hob sie wieder an und als ich sie fragte, was sie so daran faszinierte, war es, als hätte ich eine Sehnsucht aus ihrem tiefsten Inneren befreit, die hier zwischen den Ziegeln Londons eingekerkert war und sie begann zu erzählen, von den schönsten Blütenmeeren, die liebevolle Art der Menschen in der Provence und der Duft, des puren Parfüms in allen Straßen der Städte. Ich war fasziniert von ihrer Begeisterung und hörte ihr in einer Aufmerksamkeit zu, dass mir ihre Worte nicht in meinen Ohren, sondern vor meinen Augen aufzukommen schienen.

Sie erzählte mir von ihrem Kunststudium, für das sie hier in London Geld verdiente und dass sie bald wieder zurück in die Provence reisen würde. Ich war gebannt von ihrem Verständnis für die Schönheit eines Moments, den ich bisher für ein rein subjektives und für Niemanden nachvollziehbares Gebilde des individuellen Verstandes gehalten hatte, doch ihr gelang es mir auch die Schönheit ihrer Blickwinkel zu vergegenwärtigen.

Ich verbrachte noch das gesamte Wochenende mit ihr in der Wohnung und in ihrem kleinen Garten, wo ich ihr abends die schönsten Lieder vorspielte, während sie still zwischen den Blüten lag und mich ansah.

*My funny Valentine  
Sweet comic Valentine  
You make me smile with my heart  
Your looks are laughable  
Unphotographable  
Yet you're my favourite work of art  
Is your figure less than Greek  
Is your mouth a little weak  
When you open it to speak  
Are you smart?*

*But don't change a hair for me  
Not if you care for me  
Stay little Valentine stay  
Each day is Valentine's day*

*Is your figure less than Greek  
Is your mouth a little weak  
When you open it to speak  
Are you smart?*

*But don't you change one hair for me  
Not if you care for me  
Stay little Valentine stay  
Each day is Valentine's day*

Wir verbrachten auch die nächsten Wochen und Monate zusammen, sodass wir bald unsere eigene kleine Welt hatten, ganz fern von all dem Stress und den Pflichten, nur wir zwei in unserem kleinen Garten.

Doch in all meiner Glückseligkeit verlor ich niemals die schreckliche Angst vor dem Tag ihrer Abreise.

Die Angst verfolgte mich auf der Straße, bei der Arbeit und überall wo ich rastete, nur einen Ort schien es in ganz London zu geben, an dem ich frei von dieser Angst sein konnte und dieser Ort war bei ihr. Wo immer ich sie auch traf oder an sie dachte, sobald sie bei mir war, hatte ich ein Gefühl von Sicherheit und Zugehörigkeit und die Angst verlor sich wieder in der friedlichen Idylle des alltäglichen Daseins. So konnte ich mit Fug und Recht behaupten, dass ich rund um zufrieden war und so lebte ich zufrieden bis an den Tag, der mir bereits mit solchem Grauen entgegen gelaufen zu sein schien, den Tag ihrer Abreise, den Tag der Trennung. „ Wir können uns ja in einigen Monaten wiedersehen“, sagte sie beruhigend. Doch nun wurde mir klar wie es weitergehen würde.

Mit einem letzten Kuss dreht sie sich um und ging in das Gate, der Moment, der mir wie ein gewaltiger Hammer auf den Magen zu schlagen schien und alles in mir zerbrechen ließ.

Die nächsten Wochen schleppte ich mich von meinem alten Quartier, des YMCA in Barbican zur Arbeit und durch die trostlose Stadt zurück in mein Zimmer. Alles schien irgendwie grau zu sein, so ohne Freude, Klang und Farbe. Da fiel es mir auf :nicht mein Leben hier, alles was ich mir erarbeitet hatte, selbst geordnet und erschaffen, nicht meine eigen erarbeitete Sicherheit oder die Sättigung mit meinem selbstverdienten Essen, nein Nichts davon war es das mir das Glück brachte, welches mir immer gefehlt hatte. Es war Sie, es war die unbeschwerte und lustvolle Zeit, die Sekunden und Tage, die mit Lebensfreude erfüllt waren und immer einen Sinn zu ergeben schienen. Nicht der Wandel meines Lebens, sondern das Entstehen eines

neuen Lebens, unseres Lebens war es, was mir das lang ersehnte Gefühl der Zugehörigkeit vermittelte.

Ich sehnte mich nicht nach der Freiheit der Unabhängigkeit, sondern nach der lustvollen Freiheit, in Mitten des unendlichen Blütenmeeres, in dem wir jeden Abend lagen und unseren ewigen Valentinstag feierten.

„Der Flug von London City-Airport nach Nizza, in Gate 12 ist nun bereit zum Boarding“.

## Ohne Titel

*Vincent Steinhart-Besser*

Der Kies der Einfahrt meines elterlichen Hauses knirschte unter meinen Füßen, als ich, mit Rucksack und Zelt bepackt, den Weg von der Haustür aus zu meinem Motorroller antrat. Es würde das letzte Mal für eine lange Zeit sein, das hatte ich mir vorgenommen. Es dämmerte noch nicht, lediglich ein hellgrauer Schimmer gedämpften Lichtes erglomm am östlichen Horizont, eine Vorahnung des kommenden Tages, der wie die letzten heiß werden und mit strahlendem Sonnenschein kommen würde. Meine Eltern schliefen noch, es mochte kurz vor fünf sein, doch das war mir nur recht. Ich hatte nicht die Absicht sie zu wecken, eigentlich wäre es mir sogar lieb gewesen, sie hätten es nie erfahren, dass ich sie damals verließ. Ich legte den Rucksack neben meinem Motorroller ab, verstaute das Zelt auf der Satteltasche und zog die Halteriemen fest. Den Schlüsselbund aus der Hosentasche fängernd trat ich an die Ausfahrt und öffnete das Tor. Die Straße war wie ausgestorben, die Straßenbeleuchtung inzwischen ausgegangen, nichts war zu hören außer den Vögeln, welche in den Hecken und Bäumen der umliegenden Gärten anfangen zu zwitschern. Ich schob den Motorroller vom Kiesweg auf die Ausfahrt und schloss das Tor. Einen Moment hielt ich inne, ließ das Bild, das sich mir bot, noch einen Moment auf mich wirken. Da waren die sauber gestutzten Hecken, der gepflasterte Weg, der mit Geranien gesäumte Rasen, der stets ordentlich geschnitten war, und schließlich das Haus, ein normales aus Backsteinen errichtetes Gebäude, wie es in meiner Heimatstadt so viele davon gab. Meine Heimatstadt. Es erfüllte mich zugleich mit Beklommenheit, aber auch zugleich mit der Erwartung von etwas neuem, ereignisreichem, sie nun zu verlassen. Die Erinnerungen an meine Kindheit an diesem Ort, den ich doch immer noch mein Zuhause nannte, obwohl ich es mir selbst nicht eingestehen mochte, wollten sich wieder Bahn brechen, doch ich schüttelte diesen Gedanken ab. Die Frühmorgendliche Stimmung weckte in mir die Reiselust und den Aufbruchsdrang, und so wandte ich mich ab und bestieg meine alte Vespa, meinen Motorroller aus Italien. Vielleicht weil ich ihn hatte, war mein erster Gedanke Italien gewesen, als ich meine Reise geplant hatte, ohne sie zu planen. Zuerst nach Italien, und dann weiter nach Süden, oder nach Osten, vielleicht über Griechenland, doch ich wollte mich nicht festlegen, denn in erster Linie wollte ich einfach nur hinaus in die Welt. Weg von Zuhause, Raus aus der Gesellschaft, dem gutbürgerlichen Leben, welches meine Eltern führten, ihrem kleinkarierten Denken und ihren konservativen Ansichten. Ich wollte hinaus und die Welt sehen, wie sie wirklich war, ohne einen Schleier davor aus Vorurteilen, Angst oder Misstrauen. Ich wollte auf die Suche gehen, ohne mein Ziel zu kennen, weil ich wusste, dass ich es finden würde. Das hatte ich mir vorgenommen.

Ich startete den Motor, lenkte auf die Straße, und spürte, wie mit der Beschleunigung des Fahrzeugs auch die letzte Beklommenheit von mir abfiel. Es war, als wüsste ich jetzt genau, was ich zu tun hatte, und wohin ich fahren wollte. Ich nahm einige Seitenstraßen, bis ich schließlich eine weite Landstraße erreichte. Sie war ganz genau nach meinem Geschmack, weit, über sanfte Hügel führend und sich in der Ferne verlierend. Ich begegnete kaum einem anderen Fahrzeug, und während nun langsam die Sonne aufging, und die Flure vor mir in rosafarbenes Licht tauchte, schwoll mir die Freude in der Brust, sodass ich mich dazu hinreißen lies, mir aus vollem Hals Luft zu machen, und so rief ich im Überschwang dem Ortsschild liebe Grüße zu, es solle sich an mich erinnern, denn ich würde nie wiederkehren.

So fuhr ich dann eine ganze Weile die Straße entlang, und genoss den immer heller werdenden Himmel, die grünen Wiesen zu meiner Linken, die Wälder zu meiner rechten und immer, wenn ich eine Brücke passierte, fuhr ich so dicht wie möglich am Rand vorbei, um in das Wasser unter mir schauen zu können. Es ging etwa auf Mittag zu, da begann ich zu merken, das es wohl keine so gute Idee gewesen war, ohne Getränke loszufahren. Es wurde heiß, und unter meinem Helm begann ich zu schwitzen. Die Straße begann zu flimmern, und meine Augen trübten sich. Ich dachte an den kühlen Schatten, den die Bäume in unserem Garten spendeten, und musste unwillkürlich an mein Zuhause denken. Meine Eltern würden mein Fehlen wohl noch nicht bemerkt haben, ich stand für gewöhnlich nicht mit ihnen zur selben Zeit auf, und über den Tag arbeiteten sie beide. Ich wollte mir gar nicht ihre Gesichter vorstellen, wenn sie meinen Brief entdecken würden, und so lenkte ich meine Gedanken wieder auf die Landschaft. Ein Ortsschild ließ mich erkennen, dass ich nun in Richtung Österreich unterwegs war, und das freute mich, denn es hieß, dass ich Deutschland nun bald hinter mir gelassen haben würde. Obwohl ich nun in eine gebirgigere Region gelangte, war die Landschaft noch immer mild, und die Sonne ließ die Farben leuchten. Nachdem ich noch einiges an Wegstrecke hinter mich gebracht hatte, brach auch der Nachmittag an, und es begannen Wolken aufzuziehen. Ich nahm mir vor, noch bis zur Dunkelheit die österreichische Grenze zu passieren, und dann dort mein Lager aufzuschlagen. Gegen Abend erreichte ich also einen kleinen Ort, wie ich ihn ihm noch die Zeit stehen geblieben zu sein schien. Alte Holzhäuser, eine kleine Kirche und eine Schule kamen in sicht, und ich lenkte meinen Motorroller auf eine kleine Wiese etwas außerhalb. Ich hoffte, dass ich niemanden stören würde, und zog es vor, abseits der Straße nahe einem kleinen Wald mein Zelt für die Nacht aufzubauen. Ein kleiner Fluss, welcher das Land neben dem Wald durchmaß, sorgte für Trinkwasser, denn ich hatte kaum Geld dabei, weil ich versuchen wollte, mich auf das Nötigste zu beschränken. Warum Wasser kaufen, wenn es doch eigentlich aus der Natur kam, und dort kostenlos war? Ich kochte etwas mitgebrachte Vorräte auf einem provisorischen

Feuer, rollte dann meinen Schlafsack aus und kroch hinein. Während ich die Flammen beobachtete, die goldenes Flackern auf die Zeltwände warfen und mich in der kühlen Bergluft mit Wärme versorgten, schlief ich ein.

Am nächsten Morgen war ich früh wach, doch so rechte Aufbruchsstimmung wollte sich nicht einstellen, und dafür tadelte ich mich, war ich es doch gewesen, der mir selbst so unerschütterlichen Abenteuergeist zugesprochen hatte, und mit dem festen Glauben an meine eigene Findigkeit aufgebrochen war. Ich räumte energisch meine Sachen zusammen, und beobachtete kurz, wie die ersten Menschen im Dorf auf die Beine kamen. Ich wollte gerade auf meinen Motorroller steigen, da fiel mir die Tankanzeige ins Auge. Der Tank war leer. Was war ich nur für ein Narr gewesen, zu glauben, so weit ohne Geld zu kommen! Wie sollte ich jetzt weiterfahren, ohne einen Tropfen Benzin? Es fiel mir nichts anderes ein, als ins Dorf zu marschieren und dort mich nach Hilfe umzusehen. Ich lud meine Sachen auf, nahm meinen Motorroller am Lenker und trottete ins Dorf hinunter, vorbei an der Kirche und dem Postamt, das wohl auch vor 80 Jahren nicht anders ausgesehen hatte. Ich begann nun fieberhaft zu überlegen, wie ich es am Geschicktesten anstellen sollte, zu Geld oder Benzin zu kommen, und ging dabei die Hauptstraße hinunter. Die zehn Euro in meiner Hosentasche kamen mir auf einmal nicht mehr abenteuerlich und wagemutig vor, sondern leichtsinnig. Doch war es andererseits nicht mein Ziel gewesen, genau so eine Situation zu meistern? Ich hatte Zeit, was wollte ich mich hetzen? Der Weg ist das Ziel, hatte mal irgendein schlauer Kopf gesagt, genau daran wollte ich mich doch auch eigentlich halten. Während ich noch so darüber nachdachte fiel mir ein Packer Zeitungen auf, der verschnürt auf der Treppe zum Postamt stand. Ein kleiner Mann mit gewichtiger Miene und kolossalem Schnurrbart stand daneben und sah sich verärgert nach allen Seiten um. Offenbar wartete er auf jemanden, und das schon länger, wie dem genervten Blick auf seine Uhr zu entnehmen war. „Verdammt, wo steckt der Kerl nur wieder? Er hätte doch wenigstens anrufen können!“ fluchte der Bärtige halblaut, und war schon wieder dabei, ins innere des Postamtes zu verschwinden, als ich meine Gelegenheit sah. Ich stieg die Stufen nach oben, Schritt durch die Tür nach drinnen und fragte, was mit den Zeitungen auf der Treppe sei. „Mein Lieferbote ist heute nicht gekommen, der wird auch immer unzuverlässiger. Aber die Zeitungen müssen zu ihren Kunden, und das ist Praktisch jeder hier im Dorf. Sieht wohl danach aus, dass ich das wieder alles selber machen muss.“ Grummelte der Verwalter verärgert. „Aber was kümmert dich das?“

„Nun, ich hätte zufällig Zeit, die Zeitungen auszufahren, wenn sie mir im Gegenzug die Weiterfahrt nach Italien ermöglichen. Das heißt, Geld für Benzin für meinen Motorroller.“ Antwortete ich, und hoffte auf seine Reaktion. Der Bärtige überlegte

kurz, dann nickte er. „Einverstanden. Ich helfe dir, wenn du die Lieferung ausfährst. Dann kannst du weiterfahren nach Italien. Da möchte ich auch mal wieder hin...“ während er in Tagträume abdriftete, schlenderte ich die Treppe hinunter, packte die Zeitungsbündel und verstaute sie an meinem Motorroller. Glück musste man einfach manchmal haben.

Im Nachhinein wunderte ich mich selber, dass mich der unverhoffte Glücksfall so wenig überrascht hatte. Vielleicht, so überlegte ich mir, musste man in den richtigen Situationen einfach Vertrauen zeigen, und nutzen, was einem angeboten wurde. Während ich mit aufgetankter Vespa durch das kleine Dorf kurvte und Zeitungen verteilte, spürte ich die warme Luft und damit einhergehend eine heimelige Atmosphäre, die der Ort auf mich ausstrahlte. Ich beobachtete das sommerliche Treiben hier, und es erfasste mich ein seltsames Gefühl des heimatlichen, obwohl ich doch gerade erst den zweiten Tag unterwegs war. Fast hätte ich mich dazu hinreißen lassen, nachdem ich alle Zeitungen ausgefahren hatte, wieder an meine Stelle am Waldrand zurückzukehren und mein Zelt aufzuschlagen, und fast wäre es auch so gekommen, wäre nicht plötzlich auf der Straße ein kleiner Lastwagen aufgetaucht. Ich hätte ihm wohl kaum Bedeutung beigemessen, wenn mich nicht die Aufschrift Aufmerksam gemacht hätte, denn er transportierte ganz offensichtlich Mineralwasser aus Italien. Neben einer Flasche und einem verschnörkelten Schriftzug waren auch Zypressen und eine italienische Landkarte darauf abgebildet. Bei diesem Anblick überkam mich wieder jenes Gefühl der erwartungsvollen Rastlosigkeit, welches ich schon zu Beginn meiner Reise verspürt hatte, und jeder Gedanke ans Bleiben war wie weggewischt. Meine Reise hatte gerade erst begonnen, und so warf ich einen letzten Blick auf das Dorf, startete den Motor und fuhr weiter nach Süden, in Richtung Italien. Hohe Berge dominierten nun das Landschaftsbild, mächtige Granitene Riesen aus vergangenen Zeiten, die wie prähistorische Hüter über die Länder unter ihnen wachten. Manche mit Moos und Gräsern bewachsen, andere kahl und schroff, reihten sie sich zu gigantischen Ketten aneinander. Obwohl die Alpen mir natürlich nicht fremd waren, hatte ich sie trotzdem nur vom Flugzeug aus und aus dem Auto heraus gesehen, und während ich nun bedeutend langsamer auf meiner kleinen Vespa dahinfuhr, lösten sie bei mir Ehrfurcht und Andacht aus. Die Sonne begann nun langsam zu sinken, und während ihre abendlichen Strahlen nun an Wärme verloren, wurde auch das Licht allmählich anders. Lange, goldene Strahlen ließen die Wolken erglühen, während rot die Bergspitzen leuchteten. Schatten und Licht verdichteten sich nun, und verliehen jedem Objekt stärkere Konturen, wobei seine Farben jedoch allmählich verblassten, und in die Schatten übergingen. Allmählich versank die Sonne ganz hinter den fernen Wipfeln, der Himmel färbte sich Tiefblau, und die ersten Sterne begannen aufzuleuchten. In der hereinbrechenden Nacht erklomm mein

abgekämpfter Motorroller schließlich die letzte Steigung, dann rollte er dankbar zu Tal, und ich summte leise ein italienisches nächtliches Lied vor mich hin, das mir gerade so in den Sinn kam, obwohl ich seinen Text kaum kannte und nicht verstand. Doch es erfüllte mich mit tiefem Frieden, und während der dunkelblaue Himmel nun ins tintenschwarz überging, blinkten unzählige Sterne auf. Und plötzlich, hinter einer Hügelkuppe, sah es so aus, als spiegelten sie sich hundertfach im Wasser; Doch es war kein Wasser, es war eine kleine Stadt. Der nächtliche Anblick war so majestätisch, das ich innerlich schauderte. Jeder Gedanke an Schmerz oder Zuhause, ja selbst an das österreichische Bergdorf, war vergessen. Langsam ließ ich mein Gefährt ausrollen, und fand mich dann auch bald in den Randbezirken von Udine wieder, einer norditalienischen Stadt. Ich kannte dieses Gefühl, das mich nun überkam; ich verspürte es immer, wenn ich in einer neuen Stadt eintraf. Eine überwältigende Flut neuer Geräusche, die nach den Tagen des ruhigen Reisens umso intensiver auf mich eindrang, die vielen Lichter, die Menschen, die des Nachts noch oder schon wieder auf den Straßen umhergingen. Fahrzeuge aller Art rauschten durch den Ort, und überall gab es in der milden Nacht Italiens etwas zu sehen. So sehr es mich reizte, kurz dieses Schauspiel zu betrachten und ein Teil davon zu werden, der ausgelassenen, streitenden und plaudernden Menschen des Nachtlebens, so sehr verlangte es mich aber auch nach einem ruhigen Ort, an dem ich mich etwas entspannen konnte nach meiner langen Etappe. Ich bog in eine ruhigere Seitenstraße ein, und war bald in eine Stille Gegend mit wunderbar alten Häusern gekommen. Die Menschen, die hier wohnten, schienen nicht Reich zu sein; aber das war mir nur recht, besaß ich doch selbst kaum Geld. Ich beschloss, da ich keine Herberge oder einen Gasthof ausfindig machen konnte, aufs Geratewohl nach einer Bleibe zu suchen. Ich stieg von meinem Motorroller ab, und zog durch die Gassen des nächtlichen Italiens. Ein plötzlicher Ruf hinter mir ließ mich zusammenfahren, und eilige Schritte näherten sich mir. Ich drehte mich um, und sah gerade noch, wie eine Gestalt mit einem Bündel unter dem Arm auf mich zusprang. Der Mann, um den es sich dabei handelte, schien mich nicht gesehen zu haben, wie ich in der Einfahrt zu einer kleinen Seitengasse stand, in die wohl auch er gerade hatte schlüpfen wollen. Mit einem Satz versuchte ich ihm auszuweichen, doch es war zu spät. Er rannte mit vollem Tempo in mich hinein, und wir beide wurden durch die Luft gewirbelt, bis ich mit dem Rücken aufschlug und glaubte, mir sei alle Luft aus den Lungen gewichen. Lautes Rufen kam nun näher, und der Mann, welcher mich umgerannt hatte, rappelte sich fluchend auf. Bevor ich selbst wieder zum Stehen kommen konnte, hatte sich der fremde jedoch schon meinen Motorroller genommen und sich darauf geschwungen. Mit plötzlich aufwallender Panik taumelte ich hoch, um ihn am Fluchtversuch zu hindern, doch er ließ bereits den Motor an. Mit letzter Kraft schaffte ich es noch, ihn an der Jacke zu packen, doch er riss sich los, und während ihm das Bündel aus den Armen auf die Straße fiel, raste er mit meinem

Motorroller davon. Ich heulte auf vor Wut, und versuchte ihm zu folgen, doch es war sinnlos. Mit weichen Knien sank ich auf dem Bordstein nieder, und hielt mir die Schulter, bis ich plötzlicher einer anderen Gestalt gewahr wurde, bei der es sich wohl um den Verfolger, welcher gerufen hatte, handeln musste. Er kam atemlos zu mir herüber und hielt mir seinen Arm hin. „Grazie“ sagte er auf Italienisch, das konnte ich wohl verstehen. „Deutschland?“ fragte er als nächstes, und deutete auf ein Nummernschild, was nebst meinem Gepäck vom Motorroller abgefallen war, als der verrückte in mich hineingerannt war. „Ich schulde dir was“ sagte er mit starkem Akzent, während er mir aufhalf, und dann das Bündel, bei dem es sich um eine gefüllte Plastiktüte handelte, von der Straße aufhob. Er war wohl um die fünfzig, doch sein Schwarzes Haar war noch kaum von grauen Strähnen durchzogen. Er war recht groß und hatte breite Schultern, seine Augen waren dunkel wie die der meisten Italiener. „Der Kerl hat mich überfallen, als ich gerade meinen Laden schließen wollte. Hat alles Geld mitgenommen, aber dank dir konnte er damit nicht entkommen. Ich bin übrigens Giovanni Milano, Besitzer eines Lebensmittelladens hier“ sagte er, und sah mich dabei genau an. „Es tut mir Leid, das er jetzt deinen Motorroller hat. kann ich mich irgendwie erkenntlich zeigen, dass du ihn gestoppt hast, und ihn daran gehindert hast, mir meine Ersparnisse zu stehlen?“, fragte er schließlich. „Zunächst einmal“ wollte ich wissen „ Wieso sprechen sie so gut deutsch?“ „ Ich lebte eine Zeit lang in Deutschland, wie du sicher schon vermutet hast“ sagte er, und ein lächeln trat auf sein Gesicht. „Aber komm, was stehen wir hier herum, ich bin unhöflich. Begleite mich bitte nach Hause, dort können wir weiterreden. Du hast sicher nichts gegen etwas Warmes zu essen zu sagen, oder?“ Wie dankbar ich da doch war, doch nicht ganz verloren zu haben. Ich las meine spärliche Ausrüstung vom Boden auf, und begleitete Giovanni Milano den kurzen Weg bis zu seiner Wohnung. Die war recht stattlich, sowie ich sie nie vermutet hätte, und außerordentlich geräumig. Giovanni deutete mit seinem Arm auf einen Flur. „Nach dir, in die Küche“, sagte er freundlich. „Meine Frau wird sich freuen, das tut sie immer, wenn wir Gäste haben“ ich ging durch einen kurzen Flur, an dessen Wände einige kleine Bilder Und ein Spiegel hingen, zur Küche. Sie war nicht zu übersehen: Groß und hoch, ein beachtlicher Raum mit Fliesen an den Wänden aus welchem ein köstlicher Duft wehte. Ich schob die Tür auf und betrat, gefolgt von Giovanni, die große Küche. Eine kleine, rundliche Frau mit langen, schwarzen Haaren, stand am Herd, und schob eine Pfanne auf der Flamme hin und her. Sie drehte sich um, als sie uns hereinkommen hörte, und lächelte Giovanni an. Sie rief ihm etwas auf Italienisch zu, dann holte sie einen zusätzlichen Teller aus einem Schrank an der Wand. „ Emilia ist mir böse, weil ich nichts gesagt habe.“ Lachte Giovanni. „Sie meint jetzt, sie hat nicht genug zubereitet.“ Emilia winkte mir kurz zu, dann kümmerte sie sich weiter um das Essen. Ich lies mich am Küchentisch auf einem Stuhl sinken, während Giovanni neben seine Frau trat und mit ihr sprach. Dabei fiel

gelegentlich mein Name, schließlich kam Giovannis Frau zu mir herüber und bedankte sich bei mir, wobei sie mich auch kurz umarmte. Mir war das einerseits ein wenig unangenehm, kannte ich sie doch kaum, doch auf der anderen Seite tat es mir gut: Es tat gut, das zu erfahren, was mir zu Hause eigentlich immer versagt gewesen war.

Während Emilia das Essen kochte und mein Gastgeber eine Flasche Wein öffnete, sah ich mich in der großen Küche um: Der altmodische Gasherd, der neben einem sogar noch mit Holz beheiztem Ofen stand, welcher aber offensichtlich nicht mehr genutzt wurde, nahm eine Seite des Raumes ein. An der Wand hingen neben modernen Gerätschaften auch noch schmiedeeiserne Kellen, und ein großer Geschirrschrank aus geschnitztem und bemaltem Holz komplettierte das Bild. Die Wände waren mit wunderbar alten Kacheln bedeckt, und die Decke zierte eine rundum laufende Stuckleiste mit einer großen Rosette in der Mitte. Ich war gerade dabei, die vielen kleinen Bilder zu betrachten, die alle etwas Essbares zeigten, als plötzlich die Küchentür erneut aufging, und eine junge Frau in den Raum kam. Sie war schlank und hatte wunderschöne dunkle Augen, die leuchtend in ihrem von langem schwarzem Haar eingefassten Gesicht schimmerten. Fast hätte ich mich bei ihrem Anblick an dem Glas mit Wein verschluckt, das mir Giovanni soeben gereicht hatte. „Meine Tochter Caterina.“ Sagte er mit einem verschmitzten Seitenblick auf mich. Caterina grüßte ihren Vater und sah mich dann verwundert an. Sie begann in schnellem Italienisch mit ihrer Mutter zu reden, und einmal mehr bedauerte ich, dass ich so schlecht Italienisch konnte. Schließlich setzte sie sich mir gegenüber an den Tisch, während Giovannis Frau das Essen auftrug. Es gab klassisches italienisches Essen, welches mir vorzüglich schmeckte. Während des Essens fragte mich Giovanni was mich denn nach Italien geführt hatte, und ob ich zu bleiben gedachte. Ich sagte ihm, dass ich es nicht mit Sicherheit wüsste, bemerkte aber nebenbei, dass mir zum Weiterreisen nun doch das Transportmittel oder das Geld dafür fehlte, und ich vielleicht für eine Weile bleiben wollen würde. Er bestand daraufhin darauf, mir weiterhin seine Gastfreundschaft anbieten zu dürfen, und ich nahm dankbar an. Ich erzählte ihm von meinen Plänen, einfach in der Welt zu Reisen und vielleicht irgendwo mein Glück zu machen, worauf er mir erzählte, dass sein Lebensmittelgeschäft ein beliebter Feinkostladen war, in welchem auch Restaurants ihre Einkäufe tätigten. Er bot mir ohne Umschweife an, dass ich bei ihm arbeiten könnte, lies mir mit meiner Entscheidung aber noch Zeit bis zum nächsten Morgen, was mir Gelegenheit verschaffte, alles noch einmal zu überdenken. Danach wandte sich das Gespräch anderen Dingen zu, an denen ich mich nicht beteiligen musste, was mir ganz lieb war, denn so hatte ich Zeit nachzudenken. Die Gefüge des Schicksals waren doch rätselhaft, und obwohl ich nur halbherzig an so etwas wie das Schicksal

glaubte, kam ich doch nicht umhin, mich über die Mechanismen der Welt und ihre Wege zu wundern. Vor drei Tagen noch hatte ich nichts so sehr herbeigesehnt wie den Aufbruch in die weite Welt und die Reise, und nun dachte ich ernsthaft darüber nach, hier in Italien sesshaft zu werden. Das Essen neigte sich dem Ende zu, und während Giovanni und seine Frau ausgelassen über die Anschaffung einer neuen Küchengerätschaft diskutierten (Sie waren beide Leidenschaftliche Köche und hegten eine ausgeprägte Vorliebe für gutes Essen) stellte ich fest, dass Caterina mich immer wieder über ihren Teller hinweg ansah, aber rasch wegschaute, wenn sie sah, dass ich es bemerkt hatte.

nach dem Essen löste sich die Runde allmählich auf, und Giovanni führte mich auf mein Zimmer. Es war ein kleiner Raum für Gäste, doch er hatte ein Bett, einen Schrank und einen Stuhl, was wollte ich mehr? Ich brachte meine Sachen auf mein Zimmer, und nachdem ich allen gute Nacht gewünscht hatte und es langsam still wurde im Haus der Milanos, schlief auch ich schließlich ein. Am nächsten Morgen wurde ich durch die Strahlen der Sonne geweckt, die direkt auf mein Bett fielen. Ich stand auf, zog mich an, trat ans Fenster und öffnete es. Die warme Luft des noch jungen Tages wehte herein, und die fernen Geräusche der Stadt erklangen über den Dächern. Ich wollte gerade vom Fenster aus Giovanni's Geschäft suchen, von dem er mir erzählt hatte dass es ganz in der Nähe läge, als es an der Tür klopfte und Caterina hereinkam. Sie schaute mich kurz an, dann fragte sie in gebrochenem Deutsch, ob ich zum Frühstück in die Küche kommen wolle. Ich fand, dass es gar nicht schlecht klang, und nahm mir vor, es ihr bei Gelegenheit zu sagen, denn sie war schon wieder verschwunden. Nach dem Frühstück nahm mich Giovanni mit in sein Geschäft und zeigte mir alles. Ich war von seinem Warenangebot ziemlich erstaunt, so etwas hatte ich in den italienischen Läden in Deutschland noch nie gesehen. Schließlich nahm ich sein Angebot an. Die Stadt gefiel mir gut, der andere Junge Mann, Antonio, der bei Giovanni seinen Dienst tat war ebenfalls sehr nett, und warum hätte ich eine so günstige Gelegenheit ausschlagen sollen? Zumal ich meine Gedanken mit der Zeit auch immer wieder zu Caterina schweiften. Die Tage vergingen, und ich erledigte gewissenhaft meine Arbeit. Ich mietete mit Giovanni's Hilfe eine kleine Dachwohnung ganz in der Nähe seines Hauses, und kam oft herüber, um sie zu besuchen. In meiner freien Zeit jedoch lag ich oft lange Zeit auf meinem Bett in meiner kleinen Wohnung, und starrte durch das offene Dachfenster in den blauen Sommerhimmel. Ich beobachtete die Wolken, und immer wenn der Wind hereinwehte, musste ich ans Reisen denken, an den Wind, der mir beim Motorrollerfahren immer an der Kleidung zerrte, und der wie ich fand zum Reisen dazugehörte. So strichen wohl einige Tage ins Land, und meine Unruhe wuchs. So sehr ich auch das Leben hier in der italienischen Kleinstadt schätzte, ich musste ständig mit meinem Fernweh kämpfen, denn ich

spürte, das meine Reise noch nicht zu Ende war. Wäre Caterina nicht gewesen, ich hätte wohl schon Giovanni und einer Familie für alles gedankt, und wäre weitergezogen, auch wenn ich noch nicht so recht wusste, auf welchem Wege. Ich hatte mich inzwischen öfter mit Caterine unterhalten, und obwohl wir uns in einem Gemisch aus italienisch und deutsch unterhalten mussten, hatte wir uns viel zu erzählen. Zumal mein italienisch mit jedem Tag, den ich hier verbrachte, besser wurde. Wir gingen nun oft zusammen spazieren, und mein anfängliches Misstrauen, das Giovanni es vielleicht nicht gerne sah, wich einem Gefühl der Erleichterung, als ich zufällig hörte, wie er eines Abends mit seiner Frau darüber sprach, und dabei meinen Fleiß und meine Tatkraft in seinem Geschäft lobte, und das er mich gerne an seiner Seite wisse. Ich liebte Caterina, und ich wusste, dass auch sie mich liebte, doch ich wurde das ständige Gefühl der Unruhe nicht los, die mich in die ferne zog. Und so kam es, wie es kommen musste: Eines Abends überredete mich Giovanni nach dem Abendessen noch zu einem Glas Wein, und bot mir an, sich noch ein bisschen zu ihm ins Wohnzimmer an den Kamin zu setzen. Doch ich wusste, dass er mit mir über meine Zukunft sprechen wollte. „Du warst sehr tüchtig in meinem Geschäft, hast alle Aufgaben gewissenhaft erfüllt, und ich habe dich sehr zu schätzen gelernt“ begann er nach einer kurzen Pause. „Weißt du, ich würde dir gerne helfen, mehr zu werden als nur ein Ladengehilfe. Du könntest es in meinem Gewerbe weit bringen, du hast die nötigen Kenntnisse und die richtige Einstellung dazu. Aber das würde bedeuten, das du dich entschließen solltest, hier zu leben, und das nicht nur für ein paar Wochen.“ Er hielt kurz inne und sah mich an. „Ich sehe jedoch, dass dir irgendwas im Wege ist, und ich glaube, das bist du selbst. Die scheinst deinen Frieden noch nicht gemacht zu haben, und ich bitte dich nun, es mir zu erzählen, was dich bedrückt. Auch Caterina hat es schon bemerkt. Sie hat es mir erzählt, und bat mich um Rat. Ich glaube, nein ich weiß, dass sie dich wirklich gern hat. Doch du musst dich entscheiden. Wenn du hier bleiben willst, werde ich dir helfen ins Geschäft einzusteigen, und deine Liebe zu Caterina wird eine Zukunft haben. Doch wenn es etwas gibt, das ich wissen sollte, erzähle es mir jetzt, ich bitte dich darum.“ Schweigen trat ein, in welchem Ich seine Worte auf mich wirken ließ, dann setzte ich zu einer Antwort an: „Ich hatte mir bei meinem Aufbruch vorgenommen, in die Welt zu ziehen, um sie neu zu sehen und mich selbst zu erkennen. Und auch wenn ich glücklich hier geworden bin, sehr glücklich sogar, spüre ich, dass meine Reise hier noch nicht zu Ende ist. Etwas fehlt mir noch, und solange ich es nicht gefunden habe, finde ich keinen Frieden.“

Giovanni seufzte und nickte dann. „Ja, das verstehe ich, denn mir ging es in deinem Alter genauso. Ich habe dir nie erzählt, warum ich damals nicht in Deutschland geblieben bin, obwohl ich die Chance hatte, viel Geld zu machen. Ich hatte die Wahl, doch ich habe mich dazu entschieden, nach Italien zurückzukehren, Emilia zu heiraten und hier mein leben zu führen. Und ich habe es nie bereut. Es war die richtige

Entscheidung, die ich getroffen hatte, und ich traf sie auch nicht hier, in Italien, sondern in Deutschland, nachdem ich erkannt hatte, was ich wirklich wollte. Darum gebe ich dir noch einen letzten Rat: Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, dann musst auch du dich entscheiden. Das mag, so verrückt es klingt, nicht jetzt sein, obwohl es so aussieht, als ob du dich jetzt entscheiden müsstest. Doch entscheidend ist nicht der Zeitpunkt, sondern allein die Entscheidung, die man trifft. Du verstehst das nicht wirklich, oder? Das macht nichts, wenn der Zeitpunkt gekommen ist, wirst du es verstehen.“ Und mit diesen Worten entließ er mich.

Am nächsten Morgen hatte ich meine Sachen gepackt. Ich räumte die paar Dinge, die ich mir im Laufe meiner Zeit hier angeschafft hatte zusammen, und verstaute sie in meinem Rucksack. Es fiel mir nicht leicht, die Wohnung zu verlassen, und den Schlüssel dem Hausmeister auszuhändigen, doch die schwerste Probe stand mir noch bevor.

Ich traf Caterina im Hinterhof ihres Elternhauses, wo sie dabei war, ein Thermometer abzulesen und die Werte in eine Tabelle einzutragen. Sie hatte mir gleich zu Beginn erzählt, das sie Biologie studierte, und ich bewunderte sie für den Eifer, mit welchem sie daran arbeitete. Ich hatte ihr ja darauf nur sagen können, dass ich mein Studium geschmissen hatte, doch das schien ihr nichts auszumachen. Nun stand ich vor ihr, und wie schon sooft merkte sie sofort, das etwas nicht stimmte. Sie sah mich erwartungsvoll an, doch ich brachte es zunächst nicht fertig, ihr zu erzählen, dass ich die Absicht hatte, sie zu verlassen. Dann sprudelte es aus mir heraus, doch so taktvoll, wie ich es hatte sagen wollen klang es nicht. Als ich geendet hatte, sah sie mich wütend und verängstigt zugleich an. „Das ist es also, was dich immer beschäftigt hat. Aber ist es dir so wichtig? Dafür lässt du mich hier sitzen. Das ist nicht fair.“ „Wer hat gesagt, dass es das sein würde. Aber ich will das zu Ende bringen. Anders werde ich damit nicht fertig.“ Ich hatte weiteren Protest erwartet, doch sie nickte nur. „Versprich mir nur, hier auf mich zu warten.“ Sagte ich. Sie nickte stumm, und wir umarmten uns. Dann ging ich ins Haus, um mich von Giovanni und seiner Frau zu verabschieden. Sie wünschten mir viel Glück, und nachdem ich ihnen vielfach meinen Dank versichert hatte, zog ich mit dem festen Vorsatz, bestimmt noch einmal hierher zu kommen los. Ich ging durch staubige Straßen weiter, an lärmenden Plätzen vorbei und an geschäftigen Hauptstraßen, bis ich schließlich den Bahnhof erreichte. Ich löste ein Ticket nach Venedig, denn ich wollte mit dem Schiff weiterfahren. Weiter in den Süden, vielleicht bis nach Afrika.

Die Zugfahrt verlief ohne größere Ereignisse, doch es betrückte mich etwas, das ich den Wind und die Sonne beim Fahren nicht spüren konnte, und so hoffte ich, dafür auf

dem Schiff umso mehr davon zu bekommen. In Venedig angekommen, verbrachte ich eine Nacht in einem kleinen Hotel außerhalb der Altstadt. Hatte ich noch am Tag Lust verspürt, mir das historische Venedig anzusehen, wollte ich am Abend doch nur lieber auf meinem Zimmer bleiben und auf dem Bett liegend nachdenken. Am nächsten Morgen buchte ich eine Fähre, die mich von Venedig nach Griechenland bringen würde, und von dort aus weiter nach Afrika. Ich hatte noch einige Zeit, also vertrieb ich mir die Stunden des Wartens mit einem Getränk in einem kleinen Cafe, und bei der Lektüre eines italienischen Buches, das mir Familie Milano geschenkt hatte. Ich beherrschte die Sprache inzwischen so gut, dass ich in der Lage war, das Buch zu lesen. Als ich den Einband in Händen hielt, erinnerte ich mich plötzlich wieder mit aller Vehemenz an sie, und mir wurde klar, was sie mir, insbesondere Caterina, bedeuteten. Als ich auf die Fähre stieg, merkte ich, dass ich noch immer das Buch umklammert hielt. Ich mochte es kaum aus der Hand legen, und die widersprüchlichen Gefühle in mir nahmen zu, als das Schiff schließlich ablegte. Ich schlief an Deck, denn eine Kabine konnte ich mir nicht leisten. Eine Aufblasbare Luftmatratze, wie man sie eigentlich am Strand benutzt, diente mir als Unterlage. Während es am Festland noch brütend heiß war, sorgte auf dem Meer kühle Winde für ein angenehmes Klima, doch in der Nacht wurde es auch immer wieder Kalt. Es machte mir jedoch nichts aus, und ich bemerkte, dass ich auch nicht sonderlich gut schlief. So stand ich in der zweiten Nacht, einige Stunden nachdem ich in Griechenland umgestiegen war, auch noch lange an Deck, während die meisten meiner Mitreisenden schon schliefen. Ich dachte an Caterina, und ich konnte einfach nicht schlafen. So lauschte ich nur dem dumpfen dröhnen der Schiffsmotoren, und lies mir den salzigen Wind ins Gesicht wehen, während ich hinaus in die tintenschwarze Finsternis blickte, die über dem Meer lag.

Heiße Luft und das Gekreische von Möwen weckten mich am nächsten Tag, und als ich aufgestanden, mir einen scheußlichen Kaffee im Bordbistro geholt hatte und an die Reling getreten war, konnte ich die Küste Tunesiens bereits in der Ferne sehen. Ich packte meine Sachen zusammen, und Eine Stunde später ging ich mit steifen Gliedern und übernachtigt von Bord. Ich suchte mir zunächst eine Bleibe in einer der kleinen Hafenunterkünfte, und ruhte mich kurz aus. Dann ging ich auf Erkundungstour im Hafen. Ich besah mir die kleinen Fischerboote, spazierte an der Kaimauer entlang, und aß später in einem kleinen Restaurant zu Abend. Doch wieder drifteten meine Gedanken ab, ich konnte sie nicht im Hier und Jetzt behalten. Ich musste an die gemeinsamen Abendessen mit den Milanos denken, und so sank ich später am Abend erschöpft ins Bett. Ich träumte recht wirr, und konnte mich auch am nächsten Tag nicht mehr genau daran erinnern, doch wusste ich, das Caterina und ein großes Meer darin vorgekommen waren. Ich verschlief auch ganz ordentlich, und

verspätet, aber ausgeruht trat ich am nächsten Tag mit meinem Rucksack und dem Zelt vor die Tür. Ich hatte vor, mit einem Bus tiefer nach Afrika hineinzufahren, doch ich wusste nicht, inwieweit man es mir gestatten würde. Ich hatte mich natürlich nicht im Vorfeld darüber informiert, doch wie war es in Österreich mit dem Vertrauen gewesen? Etwas Optimismus musste man schon haben. Ich stieg einen unbefestigten Weg hinter dem Hafengebiet nach oben, bis ich den Rand der Küstenerhebung erreicht hatte. Nur ein einsamer Unterstand und ein Haltestellenschild zeugten von einer Busverbindung ins landesinnere. Ich sah auf meine Uhr, und stellte fest, das ich noch eine menge zeit hatte, bis der Bus vorbeikommen würde. Außer mir war niemand zu sehen, und so stieg ich einen kleinen Hügel neben der Haltestelle nach oben. Dies war also Afrika. Ich betrachtete die weiten, sandigen Ebenen, die von Palmen und Steppengras durchzogen wurden, und sich am Horizont in einem hellen flimmern aufzulösen schienen. Und plötzlich, ich konnte nicht das Geringste dagegen tun, überkam mich ein seltsames Gefühl. Die Landschaft war schön, wunderschön sogar und geheimnisvoll zugleich, doch ich wusste plötzlich nicht, was ich hier eigentlich machte. Warum war ich hier? Hatte ich nicht eigentlich das erreicht, was ich erreichen wollte? In Italien war ich glücklich gewesen, ich hatte dort ein neues Zuhause und meine Liebe gefunden. Und plötzlich erinnerte ich mich an die Worte Giovanni Milanos: „Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, musst auch du dich entscheiden. Doch entscheidend ist nicht, wann er gekommen ist, sondern wie die Entscheidung aussieht, die du triffst.“ Und so traf ich meine Entscheidung, als habe sie schon ewig festgestanden. Ich wollte zurück nach Italien, zurück zu Catarina. Ich warf einen letzten blick zurück auf die Steppe, dann dreht ich mich um, und stieg den Hügel hinab, denn ich hatte vor, noch das nächste Schiff zu nehmen, das noch heute anlegen würde.

Es war abends, als ich in die Straße einbog, in der die Milanos wohnten. Ich hörte wieder die vertrauten Geräusche, und atmete wieder die bekannten Gerüche ein. Die Stadt hatte einfach so weitergelebt, aber ich war kein Teil von ihr gewesen, und das sollte nun ein Ende haben. Ich schritt weiter die Straße hinunter, und ich ersehnte den Augenblick herbei, da das vertraute Haus wieder in mein Blickfeld kommen würde. Das Licht fiel golden auf die Fassaden der Häuser, und golden auf das Haar einer jungen Frau. Es war Caterina. Sie erblickte mich, und sie lief auf mich zu. Wir umarmten uns, und ich war nicht fähig ein Wort herauszubringen. Doch wir verstanden einander. Und ich hatte nicht vor je wieder zu gehen. Hinter mir trat Giovanni aus dem Haus, und auf seinem Gesicht zeichnete sich ein wissendes Lächeln ab, und ich wusste, was es zu bedeuten hatte. Ich hatte verstanden und am Ende die richtige Entscheidung getroffen. Ich glaube, niemand war glücklicher als ich.

## Superstar oder arbeitslos

*Jakob Hamborg*

Ich saß zu Hause vor dem Fernseher. Es lief das Frühstücksmagazin von RTL. Sie zeigten Ausschnitte aus der Deutschland sucht den Superstar-Folge von gestern Abend. Die Moderatorin diskutierte mit ihrem Gast ob das Ausscheiden von Dominik wirklich gerecht gewesen sei und warum Daniel über Annemarie gelästert hat. Mein Favorit für die Staffel ist Michelle gewesen, die leider schon im Viertelfinale rausgeflogen ist. Da trat mein Vater in die Wohnung. Er hat eine Firma für Sanitäranlagen. Schon früh am Morgen war er aufgestanden um einen schweren Wasserschaden zu reparieren. Er sah mich auf dem Sofa liegen und sagte zu mir: „Du Taugenichts! Wann werd ich den Tag endlich erleben, wo du einen Job hast und auf eigenen Beinen stehst?“ Das sagte er immer, wenn die Arbeit anstrengend gewesen ist und ich hatte mich daran gewöhnt. Ich lag weiter auf dem Sofa und sagte nichts, denn mir gefiel mein Leben bisher und ich wollte daran nichts ändern. Mein Vater war heute besonders schlecht gelaunt und sah das liegenbleiben als eine Provokation. Er sprach in einem deutlichen Ton: „Ich kann dich nicht länger durchfüttern. Die Zeiten stehen schlecht, überall reden sie von der Wirtschaftskrise und die Leute sparen an allen Ecken. Kurzum, es läuft nicht mehr so gut mit meiner Firma. Aber wir reden heut Abend, ich muss weiter zu Onkel Rüdiger, sein Wasserhahn leckt.“ Und mein Vater verschwand wieder. Ich guckte weiter fern, aber seine Worte blieben mir noch im Kopf. Ich überlegte mir, ob ich eine Ausbildung machen sollte. Als Wirtschaftskaufmann soll man viel Geld verdienen, sagt Onkel Rüdiger immer zu mir. Aber eine Ausbildung ist wie Schule. Immer früh aufstehen und sich von Leuten zu rechtweisen lassen. Am Ende wird man ein langweiliger Spießer, genau so wie mein Onkel Rüdiger. Im Fernsehen redeten die immer noch von der Show und ich bekam eine großartige Idee. Superstar wär der optimale Beruf für mich. Ich wär mein eigener Chef und könnte aufstehen wann ich will. So beschloss ich mich für das nächste Casting von „DSDS“ anzumelden, um endlich die weite Welt zu entdecken.

Mein großer Tag rückte immer näher und ich fing an mir Gedanken über mein Outfit zu machen. Ein Superstar muss cool sein, fetzige Lederjacken haben und zerrissene Jeans tragen. Aber generell halte ich nichts davon, wenn sich Leute so viel Arbeit für das Casting machen, denn die wirken gestellt. Ich werde dort meiner Spontanität freien Lauf lassen und mit Natürlichkeit Punkten.

An dem besagten Tag wachte ich früh am Morgen auf und konnte nicht mehr schlafen. Ich war zu aufgeregt um liegen zu bleiben und stand auf. Es kam nie vor, dass ich vor meinem Vater wach war. Wir sprachen beim Essen kaum und mein Vater machte sich bald auf. Danach versuchte ich mich zu entspannen und Fernsehen zu gucken, aber an diesem Tage war alles anders. Ich hielt es zu Hause nicht mehr aus und ging einfach

los. Den Weg wusste ich nicht genau, aber ich dachte mir, es könnte nicht schwer sein die 10.000 Leute zu finden die auf ihre Lebenschance warten. Ich ging zur nächsten U-Bahn Station und fragte ein paar Passanten. Zu meiner Überraschung konnte mir keiner sagen wie ich zu dem Deutschland sucht den Superstar-Casting komme. Nur eine hübsche, junge Dame, die ich sehr ansprechend fand, antwortete mir, sie hätte vor zwei Jahren mitgemacht und sie wären in einem modernen Hochhaus in der Innenstadt gewesen. Ich stieg in die Bahn ein, in Richtung Hauptbahnhof. Die Bahn war leer und ich setzte mich auf einen freien Platz. Ich zog meinen Songtext aus der Hosentasche. Es war mein Lieblingslied: „Schlechtes Vorbild“ von „SIDO“. Aus meinen Kopfhörern schallte der Beat und ich fing an zu rappen:

*„Ich bin all das wovon deine Eltern dich gewarnt haben...“*

Eine alte Oma schaute etwas genervt zu mir rüber. Ihr passte meine Rap-Musik nicht besonders aber mir war klar das meine Fans eher junge Leute sein werden und ich deshalb nicht enttäuscht sein muss.

*„Doch ich hab Geld, hab Frauen, hab Spaß und du musst immer noch Bahn fahren“*

Am Hauptbahnhof bin ich ausgestiegen und fragte weitere Leute nach dem Weg doch ich bekam wieder einmal keine Antwort. Ich müsste wohl doch auf gut Glück nach einem Hochhaus suchen in dem das Casting stattfinden könnte. Es gab genau drei Häuser die dafür in Frage kommen könnten und ich vertraute meinem Glück und schlug die Richtung zu dem neuesten und größtem Haus ein. Doch ich verlief mich irgendwie und die Straße wollte nicht enden. Es war eine Straße mit schicken Neubauten für reiche Leute, die den Rummel in der Großstadt mögen. Ich fühlte mich unwohl und bekam Angst ich könnte meinem Termin verpassen. An der nächsten Ampel klopfte ich an ein Auto um nach dem Weg zu fragen. Eine reiche, gut gekleidete Frau saß in dem Mercedes. Sie hatte diese typischen Business Klamotten an. Ich fragte: „Entschuldigen sie mich, können sie mir sagen wie ich zu dem Casting von „DSDS“ komme?“ Ich weiß nicht, was für ein Zufall das gewesen ist, aber sie antwortete in einem erstaunlich nettem Tonfall: „Steigen sie doch ein, ich bin auf dem Weg dorthin.“ Wir kamen ins Gespräch und sie fragte mich, warum ich gerne zu dem Casting gehen möchte. Ich erzählte ihr alles von mir, mit meinen Träumen als Superstar. Weiter erzählte ich ihr, dass mein Vater mich gerne aus der Wohnung haben möchte. Ich bräuchte unbedingt einen Job, um mein eigenes Leben zu führen. So erzählte ich viele Minuten aus meinem Leben, denn es war toll mit dieser Frau zusammen im Auto zu sitzen. Als ich fertig war, viel mir auf, dass ich ja gar nichts über sie wusste und ob es nicht unhöflich gewesen ist sie keine Fragen gestellt zu

haben. So fragte ich sie: „Mit wem habe ich denn heute die Ehre im Auto mitgenommen zu werden?“ Sie hieße Anna Ickertsberger und ich dürfe sie Anna nennen. Sie sei 26 Jahre alt und in Köln aufgewachsen. Ich mochte es ihrer Stimme zulauschen, denn ich habe selten mit solchen netten Frauen zu tun. Als sie aber anfang über ihren Beruf zu reden, wurde ich stutzig. Sie sei bei RTL angestellt und ist für den Bereich der Castingshows zuständig. Sie leite die Personalverwaltung und überprüfe die Arbeit der Angestellten. Leider mussten wir das Gespräch an dieser Stelle beenden, denn wir hatten endlich den Veranstaltungsort erreicht. Sie wünschte mir viel Glück und verschwand mit dem Auto in der Tiefgarage. Es war schon beinahe 12 Uhr und mein Termin war in 10 Minuten. Ich hörte den Song noch einmal durch um mich perfekt einzustimmen.

*„Ich bin ein schlechtes Vorbild na und wer sagt was schlecht ist.  
Ich passe nicht in dein Konzept egal mir geht es prächtig.“*

Die Tür ging auf und ein Mann bat mich ein. Ein Kribbeln ging durch meinen gesamten Körper. In dem Raum saß die Jury hinter ihrem Tisch, ganz links war Dieter Bohlen, in der Mitte Nina Eichinger und rechts Volker Neumüller. Sie baten mich gleich anzufangen, denn sie wären ein wenig hinter der Zeit. Sie ließen den Beat über die Anlage abspielen und ich gab mein bestes. Der Anfang war etwas holperig doch ich hab mich schnell gefangen. In der zweiten Strophe hatte ich dann Schwierigkeiten mit dem Text und musste abbrechen. Ich war aber durchaus zufrieden mit mir und jetzt gespannt ob die Juroren mich weiterlassen. Nina in der Mitte fing an und war begeistert von mir. Sie sagte: „Du bist ein sympathischer Junge und hast eine schöne Stimme. Wenn du etwas anderes als SIDO „singen“ würdest, könntest du es weit schaffen. Ich will dich im Recall sehen, du bekommst von mir ein Ja.“ Jetzt war Dieter an der Reihe. Vor ihm hatte ich am meisten Angst. „Du passt in diese Sendung wie ein Igel in eine Kondom-Fabrik,“ sagte er. „Für mich ist dieser Gangsta-Rap keine Musik und gehört nicht in die Sendung. Ein klares Nein.“ Volker Neumüller war wohl etwas eingeschüchtert von der klaren Aussage, die Dieter Bohlen getroffen hat. So waren zwei Stimmen gegen mich und ich konnte meine Sachen packen. Schon mit den Gedanken auf der Rückfahrt, stand Anna plötzlich vor der Tür. Sie sagte, ich hätte das wirklich gut gemacht und ich wäre nur sehr knapp ausgeschieden. Ich konnte gar nichts sagen. Auf der einen Seite war ich noch so sauer über Dieter Bohlen, der mich nicht weitergelassen hat und dann so überwältigt Anna noch einmal zu sehen. Sie sagte: „Darf ich dich zu einem Kaffee einladen? Ich würde unser nettes Gespräch gerne weiterführen.“ Es war eine tolle Idee und ich antwortete ihr sofort mit: „Ja, gerne.“ Wir gingen zu einem Starbucks an der nächsten Ecke und tranken einen Latte Macchiato. Anna erzählte dabei wie sie mich im Büro auf dem Bildschirm gesehen hat

und dass sie den Dieter Bohlen gerne aus der Show werfen würde. Ihr Traum sei es, aus DSDS eine anständige und ernsthafte Show für richtige Singtalente zu machen. „Möchtest du mir bei dem Vorhaben helfen?“ fragte sie mich, „Ich hab noch einen Job frei. Er ist gut bezahlt und du kannst dir deine Arbeitszeit selbst einteilen. Es geht um die Weiterentwicklung der Show, um sie für eine größere Zuschauerzahl zu begeistern. Wie findest du das?“ Ich war perplex über dieses gute Angebot, blieb aber erst einmal bescheiden: „Vielen Dank, das klingt wirklich vielversprechend. Ich möchte gerne eine Nacht darüber schlafen und dich morgen anrufen, wie ich mich entscheide.“ Sie schrieb mir ihre Nummer auf und brachte mich mit dem Auto zur nächsten U-Bahn Station. Wir verabschiedeten uns mit einer freundschaftlichen Umarmung, bei der ich wieder einmal ein Kribbeln in der Magengegend vernahm. Auf dem Heimweg kam mir ein Lied von „Freundeskreis“, einer Hip-Hop Gruppe, ins Ohr:

*„Immer wenn es regnet muss ich an dich denken,  
Wie wir uns begegnet sind und kann mich nicht ablenken.  
Nass bis auf die Haut, so stand sie da: A-N-N-A“*

Draußen fing es wirklich draußen an zu regnen und ich war froh in der U-Bahn zu sitzen. So einen Tag hab ich wohl noch nie erlebt. Was alles passiert ist, dass ich im Casting von DSDS fast weitergekommen wäre und dann ein Jobangebot bei RTL bekommen habe, ist schon verrückt. Ich dachte mir: „Das ist spannender als auf der Couch zu sitzen und Fernsehen zu gucken.“

Gleich morgens rief ich Anna an und sagte ihr zu. Sie freute sich, meinte ich könne gleich heute anfangen. Ich fuhr wieder mit der U-Bahn, doch diesmal war sie komplett überfüllt. Das machte mir nichts. Ich setzte mir meine Hörer auf und stellte A.N.N.A auf Repeat und sang leise mit:

*„Anna wie war das da bei Dada,  
Du bist von hinten wie von vorne A-N-N-A“*

Ich bekam mein eigenes Büro mit Computer und gemütlichem Stuhl. Es war alles modern eingerichtet mit viel Glas, was mir einen schönen Ausblick erlaubte. Auch ein Fernseher stand in meinem Büro. Es lief die aktuelle Sendung von RTL. Eine Wiederholung der Super-Nanny von gestern Abend, bei der ein Kind gerade besonders ausgerastet ist. Ich machte es mir auf dem Stuhl gemütlich, legte die Beine hoch und genoss meinen neuen Arbeitsplatz.

In einem Büro bekommt man viel über die Leute mit, die dort arbeiten. Es gibt welche, die sind schon morgens früh da und arbeiten viel. Diese Leute guckten mich immer

wütend an, wenn sie mich faulenzen sahen. Ich sagte mir, für gute Ideen braucht es seine Zeit und Ruhe. Nur wenn Anna vorbeikam, tat ich kurz so, als würde ich arbeiten. So fand ich den Job gar nicht schlecht. Ich konnte fernsehen wie zu Hause und ab und zu schrieb ich einen kurzen Bericht über meine Überlegungen. Es verging eine Zeit und keine besonderen Ereignisse sind geschehen, bis zu dem Tag wo mein Job bestätigt werden soll. Anna musste vor den anderen Managern zeigen, dass meine Ideen die Show nach vorne bringen. Ich fuhr diesen Tag wie immer mit der U-Bahn und hörte meine Rap-Musik. Es kam wieder A.N.N.A. von „Freundeskreis“. Ich dachte mir das könnte ich Anna mal vorsingen, denn ihr gefiel ja mein Auftritt. Ich versuchte mir den Text einzuprägen, in dem ich leise mit summt.

*„Mein Name ist Anna“, sagte sie sehr nüchtern.*

*Ich fing an zu flüstern: „Ich bin Max aus dem Schoß der Kolchose.“*

*Doch so ´ne Katastrophe, das ging mächtig in die Hose, mach´ mich lächerlich.*

*Doch sie lächelte.*

*Ehrlich wahr man!*

*Sieh da, Anna war ein Hip Hop – Fan.“*

Wie ich so vor mich hin trällerte, sprach mich meine Sitznachbarin an: „Das ist wirklich ein schönes Lied, welches sie da singen. Es freut mich, dass die Jugend auch noch schöne Lieder hören kann. Hip-Hop wird immer so schlecht angesehen, weil es diese ganzen Gewaltsongs gibt. Ich finde es sollte viel mehr schöner Hip-Hop gezeigt werden. Das Fernsehen ist ja nur voll mit diesen Castingshows. Bei den geht es doch gar nicht um das singen. Es soll damit nur möglichst viel Geld gemacht werden. Das stecken sich dann die Manager der Privatsender in ihre Tasche.“ Ich stimmte ihr vollkommen zu. Ein kleiner Rapper wie ich interessiert die nicht, damit können die kein Geld verdienen. Ich stellte fest, dass sie mir ganz viele Ideen für mein Gespräch nachher gegeben hatte. Die Bahn war an der richtigen Station angekommen, ich bedankte mich für die nette Unterhaltung und stieg aus. Ich hatte mal wieder auf mein Glück gesetzt und der Zufall schickte mir diese Frau. Ich konnte jetzt mit Gelassenheit auf die Vorstellung bei den Managern schauen, denn ich hatte Ideen die der Bevölkerung aus der Seele sprechen. Ich überlegte mir, dass ich so tun könnte, als hätte ich eine Umfrage gemacht. Ich hätte dann diese Frau getroffen und wir hätten uns unterhalten. Dann erzähl ich denen, dass ich noch viele andere Leute befragt hätte, die mir die Mängel von DSDS bestätigt haben. Das war eine gute Idee, sagte ich zu mir selbst.

Vor dem Gebäude wartete schon Anna auf mich und winkte mir zu. Wir begrüßten uns mit einem Händeschütteln und gingen hinein. Anna bat mir an das Gespräch vorher mit ihr durchzusprechen, denn es hinge Einiges davon ab, wie ich mich

präsentiere. Ich antwortete ihr: „Danke Anna, aber ich bin gut vorbereitet. Wenn wir jetzt noch Zeit haben, darf ich dir dann ein Lied vorsingen?“ Anna lächelte, überlegte kurz und sagte: „Sehr gerne. Es hat mir lange keiner mehr ein Ständchen gesungen.“ Sie leitete mich in ihr Büro, welches noch um einiges großzügiger war als meines. Es hatte einen Panoramablick über die Häuser der City mit einem schwarzen Ledersofa davor. Sie setzte sich darauf und sagte mir ich solle anfangen.

*„Pitsch, patsch nass, floh ich unter das Vordach des Fachgeschäftes  
Vom Himmel goss ein Bach. Ich schätz' es war halb acht.  
Doch ich war hellwach, als mich Anna ansah, anlachte.  
Ich dachte: „Sprich sie an“, denn sie sprach mich an.“*

Anna klatschte als ich fertig war. Sie war begeistert und meinte: „Endlich ist hier jemand im Haus der wirklich Musik versteht und sie auch lebt. Alle arbeiten hier mit Musik, aber sie kennen sich nicht damit aus. Sie benutzen sie als Verkaufsgegenstand, ohne Respekt vor ihrer tiefen Bedeutung.“ Es war an der Zeit hinunter zu gehen. Das Einstellungsgespräch sollte unten in einem Konferenzraum stattfinden. Auf dem Weg fiel mir plötzlich mein Vater ein. Er hatte mich lange nicht mehr Taugenichts genannt. Das lag wohl daran, dass ich jetzt nicht mehr daheim auf dem Sofa lag, sondern im Büro und dafür noch bezahlt wurde. Ich war stolz darauf mich durch den Beruf nicht zu sehr verändert zu haben, denn mir gefiel auch mein Leben davor. Doch mir kam noch etwas in den Kopf. Mein Vater sagte seiner Firma ginge es wegen der Wirtschaftskrise nicht mehr so gut. Hoffentlich ist die Krise noch nicht bei RTL angekommen, denn dann könnten sie Zweifel bekommen mich fest einzustellen. Die Manager sahen aber nicht aus wie in schwierigen Zeiten. Sie lächelten mich relativ freundlich aus ihren Designer-Anzügen an und tranken ein teures Mineralwasser. Sie wollten zuerst Anna hören, warum sie mich eingestellt hat und was ich bisher geleistet habe. Danach fragten sie mich, wie ich die Show weiterentwickeln möchte, um DSDS als Kult-Show zu etablieren. Ich fing an mit meiner ausgedachten Geschichte: „Ich habe in meiner Zeit viel Fernsehen geguckt, wie sich RTL in der Öffentlichkeit präsentiert und dann natürlich jede Superstarsendung analysiert. In meiner Arbeit ist es mir besonders wichtig zu wissen, was die einfachen Leute auf der Straße denken.“ Ich erzählte dann weiter von meiner Umfrage und der Frau in der Bahn. Am Ende fragten sie wieder Anna, warum genau ich die richtige Person für die Stelle sei und zogen sich kurz zur Beratung zurück. Nach fünf Minuten kamen sie zurück. Der Manager in der Mitter sprach: „Sie sind ein guter Mann mit richtungsweisenden Fortschritten. Wir möchten sie gerne im RTL Konzern behalten. Arbeiten sie weiter so konzentriert und sie haben eine steile Karriere vor sich.“ Ich bedankte mich bei ihm, Anna und den ganzen anderen Leuten. Danach ging ich in mein Büro und ruhte mich

aus. Ruhepausen sind das wichtigste für den Erfolg sagte ich mir wieder. Ich schaltete den Fernseher an und lehnte mich zurück.

Diesen Tag wollte ich früh nach Hause, um meinem Vater alles zu erzählen, wie ich es mir in dem neuen Job geht. Mein Vater war schon da, weil mal wieder keine Aufträge vorhanden waren. Ich lud ihn ins Café unten an der Ecke ein und wir tranken einen leckeren Milchkaffee zusammen. Er erzählte von seiner Firma, dass er zwei seiner Mitarbeiter feuern musste. Es lief ganz und gar nicht gut.

Da sagte ich zu ihm: „Vater, du musst es mal so machen wie ich. Einfach mal eine Pause machen. Genieße die Natur und lasse deinen Gedanken freien Lauf. Sei kreativ in deinen Ideen. Lass häufiger den Zufall entscheiden und setze auf dein Glück. Das klingt alles ziemlich verrückt, aber das ist der Weg zum Erfolg. Sei optimistisch und habe den Mut, etwas Neues zu schaffen. Vertraue dabei auf deine Gefühle, denn die leiten dir den richtigen Weg.“ „Das klingt ja alles schön und gut mein Sohn,“ sprach mein Vater, „aber in einer Firma für Sanitäranlagen kannst du nicht kreativ sein und nach Gefühl arbeiten. Es ist ein harter Job. Du verkennst die Wahrheit. Später wirst du schon sehen, dass du ohne anständiges Arbeiten nichts wirst.“ Ich wollte nicht locker lassen und erwiderte: „Werde Künstler. Du kennst dich doch gut mit Toiletten und Badezimmern aus. Wie wäre es, wenn du Designer für Badezimmer wirst. Reiche Leute wollen immer eine besondere Einrichtung haben.“ Mein Vater guckte verwirrt und wusste zuerst keine Antwort. Er nahm einen kräftigen Schluck aus seiner Tasse und sagte dann aber deutlich: „Ich habe eine Verantwortung für die Firma und meine Angestellten. Man muss der Krise ernsthaft ins Auge blicken und auf das Schlimmste gefasst sein. Diese ganzen Künstler sind doch alles nur arbeitsscheue Drückeberger. Ich hoffe, du wirst das auch noch lernen und ein anständiger Bürger werden.“ Ich bezahlte den Kaffee und ging mit meinem Vater zurück in unsere Wohnung.

Im Büro ging alles seinen gewohnten Gang, doch langsam wurde mir das Leben langweilig. Ich merkte, dass ich doch kein richtiger Künstler geworden sei. Mir fiel wieder mein Traum vom Superstar ein. Als Musiker wäre ich wirklich frei, könnte tun und lassen was ich will und säße nicht hinterm Schreibtisch. Am nächsten Tag kündigte ich meinen Job und hob mein gesamtes Geld vom Konto ab. Ich wollte wandern, die weite Welt entdecken. Mein Ziel war mir nicht klar, nur in den Süden würde ich gerne. Italien wäre schön mit dem guten Wetter und der Landschaft. Ich bastelte mir ein Pappschild mit der Aufschrift: Süden, am besten Italien. Damit ging ich an die Straße und hoffte, jemand könnte mich mit dem Auto mitnehmen. Es war eine viel befahrene Straße, doch es hielt lange Zeit keiner an. Ich war kurz davor wieder nach oben in die Wohnung zu gehen, da hielt ein bunter VW-Bus am Straßenrand. Ein afrikanisch aussehender Mann kurbelte das Fenster runter und sagte: „Guten Tag, Bruder, möchtest du mitfahren? Wir sind auf dem Weg nach Spanien.“

Ich erwiderte: „Vielen Dank! Spanien liegt ja wohl auch im Süden.“ Ich stieg in den Bus und sie fuhren los. Es dröhnte laute Musik aus dem Radio.

*“Here is a little song I wrote  
You might want to sing it note for note  
Don’t worry be happy”*

Alle im Bus sangen mit und es war eine gute Stimmung. Es stellte sich heraus, dass ich bei einer Reggae-Band gelandet bin, die auf dem Weg zu ihrer Spanien Tournee ist. Nur leider sei ihr Sänger bei ihrer letzten Tour durch Frankreich mit einer Französin durchgebrannt. Da ergriff ich meine Chance: „Ich kann bei euch als Sänger aushelfen. Soll ich euch was vorsingen?“ Ich fing an und begeisterte sie. Es war eine nette Truppe. Dave war der Schlagzeuger, er trommelte mit seinen Händen durchgehend auf dem Vordersitz rum. Neben ihm saß Bob. Er ist zuständig für die Percussion. Peter war unser Bassist und Martin spielte die Gitarre. Sie machten ständig Witze über andere Musiker und lachten dann besonders laut und ausgiebig. Die Fahrt dauerte zwar endlos, aber es wurde nicht langweilig mit den Leuten im Bus. Unser erster Auftritt in einem Vorort von Barcelona war ein großer Erfolg. Die Leute tanzten auf den Tischen und sangen im Refrain mit.

*“Is this love - is this love - is this love -  
Is this love that I’m feelin’?  
Is this love - is this love - is this love -  
Is this love that I’m feelin’?”*

So bin ich zwar noch kein Superstar geworden, aber doch zumindest ein freier Musiker. Möchten die Leute wie mein Vater mich einen Taugenichts nennen, ich fühle mich gut dabei. Ich tourte mit der Band quer durch Spanien und erlebte so Einiges. Am Ende führte der Weg mich nach Ibiza, eine Insel der Balearen. Es war unser letzter Auftrittsort und danach wollte die Band sich auflösen. Die einen wollten eine Solo-Karriere starten und die anderen sich musikalisch weiterentwickeln. Mir gefiel die Insel. Es war überall was los, die Stadt war voller Touristen und ich hatte den Tipp bekommen dort im Sommer als Straßenmusiker zu leben.

So blieb ich in Ibiza, denn die Touristen waren locker mit ihrem Geld und man konnte davon gut leben. So sang ich mein Leben weiter:

*“Sun is shining, the weather is sweet, yeah  
Make you wanna move your dancing feet now  
To the rescue, here I am  
Want you to know, y’all, can you understand?”*

*When the mornin' gather the rainbow, yeah, yeah*

*Want you to know, I'm a rainbow too now*

*To the rescue, here I am*

*Want you to know, y'all, can you, can you, can you understand?*

Und es ging mir gut dabei wie ich so als Taugenichts auf der Straße saß, weit weg von dem Leben als Superstar.

## The Anti-Dive

Carl Frühling

Mein Vater drehte mal wieder am Rad und der Schnee tröpfelte ihm krass von der Nase. Die Autos hupten draußen auf der Straße und ich saß wie immer voll am Kiffen vor der Tür.

Da flog mein Alter, die Hose falsch 'rum an, plötzlich aufs Maul und rotzte mich an: „Ey Mann, ich will Bier!“ Er versuchte aufzustehen, schaffte es aber nicht und laberte dann irgendwas. „Scheiße! Hol mir Bier und was zu Koksen, Digger! Du chillst hier den ganzen Tag und rauchst mein Zeug weg!“, schrie er so laut, dass mir vor Schreck der Joint aus der Hand fiel. „Fuck!“, rief ich, „wenn ich ein Chiller bin, so ist's geil, ok? Ich werd' losgehen und dein' Scheiß holen, ok Mann?“

Er reiherte zweimal und torkelte dann ins Haus zurück. Ich hatte aber im Moment überhaupt kein' Bock, etwas für ihn zu machen. Also nahm ich meinen Walkman und verpisste mich, damit er mich nicht mehr nervte.

Ich hatte grade 'nen ziemlichen Flash, als ich links und rechts meine Homies sah, wie sie mal wieder 'nen Ziesenautomaten knackten und die Telefonzelle volltagten. Aber das machte mir gar nichts, ich ging einfach die Straße bis zum Ende runter und checkte alle nacheinander ab, bis die Blocks endlich verschwanden und ich zur Autobahn kam. Und weil der Lärm nicht aufhörte, steckte ich einfach meine Hörer ins Ohr und drehte meinen Walkman so laut auf, dass jeder die Musik hören konnte:

*Hier bin ich gebor'n und laufe durch die Straßen!  
Kenn die Gesichter, jedes Haus und jeden Laden!  
Ich muss mal weg, kenn jede Taube hier beim Namen.  
Daumen raus ich warte auf 'ne schicke Frau mit schnellem Wagen.  
Die Sonne blendet, alles fliegt vorbei.  
Und die Welt hinter mir wird langsam klein.  
Doch die Welt vor mir ist für mich gemacht!  
Ich weiß sie wartet und ich hol sie ab!  
Ich hab den Tag auf meiner Seite ich hab Rückenwind!  
Ein Frauenchor am Straßenrand der für mich singt!  
Ich lehne mich zurück und guck ins tiefe Blau,  
schließ die Augen und lauf einfach geradeaus.*

Kaum war die Strophe zu Ende, hielt erstaunlicherweise tatsächlich 'ne fette Limo neben mir mit 'ner scharfen Schmitte am Steuer. Die Mutter saß daneben und machte

mich an: „Wohin willst du denn, Süßer?“ „Dahin, wo's geil ist!“, sagte ich derbe dreist und pflanzte meinen Arsch auf die Rückbank.

Die Alte zwinkerte der Jungen zu und beglitzte mich von oben bis unten. Beide hatten heftig pralle Titten und ich fühlte mich wie im Paradies. Die Klimaanlage war zwar scheiße, aber das war mir Lachs und ich chillte einfach mein Leben.

„Wir fahr'n nach W.“, sagte die eine, nachdem wir los waren. „Nach W.? Was zum Teufel ist denn W.?“ „Ja das wird dann halt später erklärt...“ Das fand ich richtig zum Kotzen! Ich wär' echt am liebsten sofort wieder ausgestiegen. Und dann fingen sie auch noch an 'rumzulabern und mich vollzudröhnen, wie mein Alter; die beiden waren doch nicht so geil, wie ich erst gedacht hatte.

Gelangweilt guckte ich dann ab und zu aus dem Fenster und sah lauter Mietskasernen und Möbelhallen in der Gegend 'rumstehen. Dann pennte ich schließlich ein, weil ich einfach kein' Bock mehr auf die zwei Quatschtanten hatte.

Als ich aufwachte, lag ich am Straßenrand und meine Kohle war weg. Mann, war das 'ne Verarsche gewesen! Aber zum Glück sah ich schon bald 'n paar Industrieschornsteine und 'ne City. Das war wohl dieses Pissdorf „W.“, war mir aber scheißegal, denn als ich zur nächsten Kreuzung kam, leuchtete da ein fettes „Mc D.“ und ich war save.

Kaum ging ich in den Schuppen rein, motzte mich der Snob am Eingang an. Ich checkte ihn ab, um dann erst 'mal richtig zu fressen, aber weil ich kein Cash hatte, wollten sie mich wieder rausschmeißen. Ich sagte: „Hey Mann, alles, alles cool“, aber die Typen waren wohl nicht von gestern. Am Ende drehten sie mir sogar 'nen Job als Putze an, worüber ich allerdings ganz happy war, weil ich dann hinten im Scheißhaus pennen konnte.

Auf'm Klo war's wirklich nice; ich chillte mein Leben, hörte Musik und sah den Chicks an der Kasse zu. Sie shaketen ständig ihre Ärsche, als wär' jeden Tag Ostern.

Aber das geilste war, als ich plötzlich die eine Tussi wiedersah, die mich mitgenommen hatte. Sie machte heftig die Party mit ihrer Clique bei Mc Dreck, während ich grade hinten den Boden putzte, die Musik so laut, dass selbst mein Alter sie hören konnte:

*Sie ist wie Fieber,  
Ich will sie wieder!  
Das geht viel tiefer,  
Als alles and're jemals zuvor!*

*Eben war's noch kochend heiß und auf einmal*

*Wird es kalt wie Trockeneis!*

*Sie ist unglaublich!*

*Sie macht mich traurig!*

*Mein Style hilft auch nicht,*

*Fuck off, sonst hab ich alles verlor'n.*

Ich baschte krass heftig zum Beat und dancete dann dazu. Aber irgendwie kam das nicht so gut an. Die Tussi guckte weg, als würde sie mich nicht kennen und die Spießler neben ihr lachten derbe behindert über mich.

Irgendwann kam dann der Boss von dem Laden und fragte mich, ob ich Bock auf 'nen Job an der Kasse hätte. Das fand ich natürlich geil, denn hinter dem Haus war so'n kleines Lager mit Zeugs und Kram un' so drin, wo ich jetzt chillen konnte, das war wesentlich heftiger als auf'm Klo.

Den verschimmelten Kaktus am Fenster schmiss ich durch dieses raus und stellte mir stattdessen 'n paar überkrasse Hanfpflanzen hin. Außerdem fand ich noch 'n geiles Outfit von Gucci in einer Ecke, das machte schon heftig was her!

Weil ich hoffte, dass meine Tussi vielleicht mal wiederkommen würde, legte ich jeden Abend 'nen frischen Joint, von denen ich mir ja jede Menge builden konnte, vor die Tür am Eingang. Am nächsten morgen war'n die Dinger auch immer weg, aber irgendwie funzte es nicht; oft hatte ich das Feeling, dass der Snob sich die immer 'reinzog. Die Schwuchtel verstand das wohl falsch, denn sie packte mich im Vorbeigehen immer an den Nippeln und an anderen intimen Stellen.

Und als die Schlampe dann eines Tages mit ihrem Lover wieder angetanzt kam, hatte ich den Rand voll und haute mitten in der Nacht einfach ab.

Ich hatte derbe Bock nach Holland zu trampen; das Land, wo man legal kiffen kann, bis der Arzt kommt!

Scheiße, ich geb' zu, ich hatte kaum Mäuse und kein' Plan, wo ich überhaupt hinlatschen sollte. Und weil so'n Penner in 'ner Gosse mir auch nicht helfen konnte, wurde ich richtig aggro! Aber ich hatte keine Wahl, ich chillte mich zwischen die Mülltonnen und pennte 'ne Runde.

Am nächsten Morgen kam der Wichser, den ich nach dem Weg gefragt hatte, wieder und faselte irgendwas von wegen: „Alter, deine Mutter! Verpiss dich, Digger! Das is' mein Haus, du Spasti!“ Ich wollte ihn eigentlich derbe klatschen, aber ich hörte zufällig die Bullen vorbeifahren und rannte deshalb weg.

Dann lief ich einfach weiter, bis ich zur nächsten Disco kam, wo derbs' die Party abging. Ich machte mir 'ne Nutte klar und movete zur Musik. Aber auch hier war's

nicht so geil, weil's von Faschos nur so wimmelte. Ich chillte 'n bisschen an der Bar und verpisste mich dann wieder, um weiterzustrazen.

Schließlich kam ich in so'n verfucktes Ghetto, wo erst niemand auf der Straße zu sehen war. Doch da kamen von hinten auf einmal zwei Junkies mit 'nem Motorrad angefahren. Schnell jumpete ich hinter die Müllcontainer, aber die Hurensöhne hatten mich schon gesehen und zogen mich hervor.

„Alter, Alter, wer bist du denn, Digger?“, fragte der eine Junkie. „Niemand!“, schrie ich ihn an. „Alter, Alter“, sagte der eine wieder, „wem gehören denn aber die zwei Joints, die da herunterhängen?“ Ich hatte verschissen. „Nichts weiter“, versetzte ich, „als ein Paar pralle, fette Chilloutjonnys“. und rückte die beiden Dinger 'raus. Immerhin bekam ich dafür schön 'n paar Mäuse auf die Kralle.

Nachdem sich beide einen angesteckt hatten, fragte mich der Junkie: „Ey Mann, du bist doch der Kassierer bei Mc Dreck, oder? Hast du nich' Bock mit uns nach B. zu fahren? Es soll dein Schade nicht sein.“ „Wat'? Willst'e mich verarschen? Schon wieder so'n Scheiß von wegen B. un' so?“ Ich war richtig angepisst, aber der Homofürst erklärte nur: „Mein Liebster, jetzt komm mal 'runter und steig auf. In der Bruderschaft brauchen wir Dealer wie dich!“ „Scheiße, ich will aber nach Holland; das Land, wo man legal kiffen kann, bis der Arzt kommt!“ „Ja, Mann, ja! Da woll'n wir auch hin!“ „Geil, wenn das ist!“, rief ich, holte meinen Walkman 'raus und schmiss mich hinter den Junkie. „Dass du's weißt: ich bin der Scientologe Lionheart, und das dort ist – wieder ein Scientologe – Gayboy“, sagte er noch und dann ging's ab. Ich drehte meinen Walkman auf und er sang volles Rohr mit:

*Montag um 7 kriechst du ins Büro,  
Montagmittag boxt du deinen Boss K.O.  
Dann testest du sein bestes Cabrio,  
Nimmst dir die Schlüssel für sein Haus und Boot,  
Bringst ihn vor Frauchen in Erklärungsnot:  
Bei Chefchen gibt's jetzt nur noch Trockenbrot!*

Als wir in B. ankamen, holten wir uns erstmal 'nen Döner bei so'm Kebabladen. Dann hauten wir 'n paar Bier weg, Lionheart spendierte mir noch 'ne neue Baggy und wir besorgten uns Tickets für 'nen Reises Shuttle, der demnächst abfuhr. Kurz nachdem wir eingestiegen waren, hupte der Depp am Steuer auch schon einmal laut und dann ging's fresh nach Holland hinein.

Wir kamen jetzt heftig schnell voran, denn der Bus fuhr Tag und Nacht und machte nur selten Pause. Ich chillte bald rechts, bald links, bald mit dem Arsch vom Sitz

'runter, es war schon krass entspannt. Aber irgendwann kamen wir in so'n Nest voller Schlucker. Lionheart und Gayboy gingen weg, um 'ne Scientology-Kirche zu suchen, ich ging stattdessen in 'ne Bar, wo sich so'n paar abgewrackte Schlampen 'rumtrieben. Sie glotzten mich behindert an, aber ich pflanzte mich einfach an den Tresen und kippte erstmal ordentlich 'n paar Kurze weg.

Wie ich noch eben so zeche und chille, kommt plötzlich so'n Zwerg, total breit, auf mich zu und labert mich voll. Ich hatte kein' Plan, was er von mir wollte, also fragte ich: „Cao zhong wen?“ Er schüttelte den Kopf und das war gut, denn ich konnte ja auch nicht Chinesisch. Aber sein scheiß Gelalltes nervte mich dann doch ziemlich und deshalb rannte ich wieder nach draußen, um die beiden Sektenspinner zu suchen.

Ich ging die Straße entlang und da sah ich auf 'nem Balkon den Mr. Gayboy mit seinem GhettoBlaster stehen; er war grad' derbe am bouncen:

*Push me!  
And then just touch me!  
Till I can get my  
Satisfaction! Satisfaction!*

Doch was dann passierte, weiß ich nicht mehr. Ich glaub' ich hatte voll den krassen Trip, denn am nächsten Morgen lag ich auf'm Kantstein und war absolut down. Und obwohl ich derbs den Kater hatte, stand ich trotzdem auf, denn der bekloppte Busfahrer hupte schon wieder wie bescheuert. Also strazte ich los, meine Kumpels holen.

Vor der Kirche angekommen, kletterte ich hoch auf den Balkon und schmiss den GhettoBlaster, der da noch 'rumstand, an, um die beiden zu wecken:

*Baby wach auf ich zähl bis 10,  
Das Leben will ein' ausgeb'n  
Und das will ich sehn,  
Lass uns endlich raus geh'n  
Das Radio aufdreh'n,  
Das wird unser Tag Baby,  
Wenn wir aufsteh'n.*

Aber es war scheißegal, wie laut ich den Bass drehte, es war niemand da. Die Wichser waren einfach ohne mich abgehauen! Es war schon nicht lustig, vor allem, weil sie mein ganzes Zeug mitgenommen hatten. Nicht ein einzigen Jonny oder wenigstens 'n paar Kröten hatten sie mir dagelassen.

Ich hatte verdammt noch mal Bock, die beiden derbe zu dissen, doch es blieb mir nichts anderes übrig, als mit dem ollen Bus weiterzufahren. Und so ging's mit mir fort zum nächsten Kaff.

Die Gegend wurde nun zunehmend stranger und unentspannter. Ich hatte keine Ahnung, wo's hinging, denn wir fuhren mitten durch die Walachai, keine Häuser, keine Autos, noch nicht einmal 'ne richtige Straße. Das chillte überhaupt nicht! Mir wurde es derbe unangenehm, und ich stand auf und lief den Gang hinauf.

Dabei bemerkte ich auf einmal, dass der Fahrer vorne gar kein Fahrer war; es war in Wirklichkeit der verdammte Zwerg aus der Bar, der mich voll gelabert hatte! Erst dachte ich, ich hätte mal wieder zu viel geraucht, doch plötzlich sah er mich, schüttelte den Kopf, lachte dumm und trat wie durchgeknallt aufs Gaspedal!

Die Scheiße ging ganz schön ab; ich legte mich voll nach hinten auf's Maul, aber ihm war das total egal. Nun sah ich auch, dass der Bus absolut leer war, denn hinter mir saß kein Schwein.

Aber die Tour war schnell vorbei, denn schon nach kurzer Zeit, sah ich auf einmal 'n gewaltig fettes Motel mitten in der Pampa stehen. Der Freak hielt genau davor an, und ich musste aussteigen.

Drinnen liefen noch mehr Freaks rum, und ich wurde in ein Zimmer geführt, das verdammt nach Gummizelle aussah. Eine alte hässliche Schlampe brachte mir 'nen paar ranzige Cheeseburger und 'ne Cola. Aber sie verpisste sich zum Glück bald wieder und stattdessen kam 'ne richtig geile Schnepfe angetanzt, die 'n bisschen für mich strippte. Ich sah interessiert zu und war ziemlich relaxed. Später schlief sie im Zimmer nebenan, ich ließ mich also nicht lumpen und spannte ihr hinterher, wann immer sich die Gelegenheit bot.

Aber es gab noch viel mehr zu sehen. Das Casino hinter der Lobby war zwar voll für'n Arsch, aber dafür gab's 'nen mega heftigen Freiluftpuff, in dem es richtig abging! Der Zuhälter war so 'ne junge Schwuchtel, aber sonst liefen nur nackte Nutten 'rum, alle am dancen, immer zum gleichen Song:

*Während sich andere plagen und nichts passiert,  
Sind wir zur rechten Zeit am rechten Ort  
Und alles ist arrangiert. Ich bin dankbar dafür,  
Weil ich jeden Tag mit meinen Brüdern und Schwestern  
Das echte Leben spür*

*Was wir alleine nicht schaffen,  
Das schaffen wir dann zusammen*

*Dazu brauchen wir keinerlei Waffen  
Unsere Waffe nennt sich unser Verstand.  
Und was wir alleine nicht schaffen,  
Das schaffen wir dann zusammen.  
Nur wir müssen geduldig sein,  
Dann dauert es nicht mehr lang!*

Das Lied war ganz schön crank und passte irgendwie und dann wieder nicht, trotzdem sang ich laut mit. Doch plötzlich wurde ich von der hässlichen Schlampe aus meinem Zimmer unterbrochen: „Sie haben eine ungelesene Nachricht!“ Und sie schleifte mich fort zum Internet-Hot-Spot, der sich in der Lobby befand. Ich hatte tatsächlich 'ne E-Mail erhalten, sie war von meiner Tussi aus W.; darin stand etwa Folgendes: „Hey Flachwischer, komm so schnell wie möglich zurück! Die Kacke is' hier mächtig am dampfen! Du verpasst echt 'ne hammer Party! Shantal.“ Das lies ich mir natürlich nicht zweimal sagen! Ich bestellte 'n Taxi und machte mich sofort aus dem Staub.

Sobald ich wieder on Tour war, stellte ich fest, dass es nur noch fünfzig Kilometer bis Amsterdam waren. Das war geil, denn Am'dam war unbedingt mein Ziel gewesen. Ich ließ mich also hinfahren und kam mitten in der Nacht an.

Oh ja, da tobte das Leben! Die Nachtszene rockte echt übertrieben'st heftig! Ich ging von Kneipe zu Klub und von Klub zu Kneipe, um meine Tussi zu suchen, von der ich wohl glaubte, ich hätte, sie in 'ner Lapdance-Bar gesehen. Dann verzockte ich mein ganzes Geld in 'ner Spielhalle und war am Ende so blau, dass ich mitten auf der Treppe vor'm Rathaus einpennte.

Am nächsten Morgen wurde ich von 'nem Kiffer geweckt, der mir 'was zum Rauchen anbot. Wir zogen gemeinsam ein' durch und er fragte mich, was ich in Am'dam machen würde. „Ich chill' einfach nur mein Leben.“, erklärte ich ihm. „So, so!“, antwortete der junge Mann und lachte laut auf, „da haben wir ja eine neue verlorene Seele, die auf den rechten Pfad gewiesen werden muss. Das tu ich eben auch, mein Leben chillen und es der Bruderschaft widmen.“ „Also ein Sektenspinner?“, rief ich und musste an Lionheart und Gayboy denken, „von Scientology?“ „Ja! Ich denke“, sagte er, „du gehst mit zur Kirche und ich werde dich dem E-Meter unterweisen, dass es eine Freude sein soll, dich deiner Sünden zu befreien!“

Eigentlich hatte ich mit den Dosendrückern nicht viel am Hut, doch ich ging spaßeshalber mit. Da er sich offensichtlich in der Stadt auskannte, fragte ich ihn, ob er meine Tussi gesehen hätte. Ich beschrieb sie ihm ausführlich und da stutzte er auf einmal. „Meinst du etwa diese Pornoqueen hier?“, fragte er und zeigte mir ein

Nacktfoto von irgend'ner Hure, die er letzte Nacht aufgegabelt hatte.. Ich betrachtete das Bild näher und untersuchte die Details, stellte dann allerdings enttäuscht fest: „Nein, sie ist's nicht.“ „Nun, dann vielleicht die hier.“, sagte er und drückte mir ein zweites Foto in die Hand.

Und ja, verdammte Scheiße noch mal, sie war's! Er gab außerdem zu, ein Homie von Lionheart und Gayboy zu sein, als ihn danach fragte. Und da meinte dieses Arschloch doch tatsächlich: „Ja, ja, Digger, hatte sie gestern beide! Gleichzeitig!“ „Hä? Wen jetzt? Ach, Fuck! Bring mich zu einfach ihr, du Wichser! Ich muss mit ihr reden!“, schrie ich ihn an und gab ihm 'ne Faust. Also brachte er mich zu so'm verfuckten Schuppen, wo lauter fette Säcke 'rumlagen und sich gegenseitig antouchten. Das war schon krass eklig! Aber ich erfuhr durch die Mutter der Tussi, die zufällig in einer der Striptease-Bars arbeitete, dass sie mit einigen Chicks hier gewesen war, jedoch inzwischen wieder nach W. gefahren war.

Man kann sich denken, ich war inzwischen ziemlich sauer und heftig angepisst von den ganzen perversen Leuten, denen ich in Am'dam begegnet war, aber ich verlor das Ziel nicht aus den Augen und trampelte also wieder zurück, Richtung W., mein' Walkman auf maximum Volume und, normal, immer der gleiche Song:

*MfG - mit freundlichen Grüßen!*

*Die Welt liegt uns zu Füßen, denn wir stehn drauf,*

*Wir gehn drauf, für ein Leben voller Schall und Rauch.*

*Bevor wir fallen, fallen wir lieber auf!*

An der Grenze stieß ich auf drei Hopper, die mich den gesamten restlichen Weg mitnahmen. Wir hatten derbe viel Fun, denn sie hatten ihre Beatbox dabei und wir bounceten voll krass über die Autobahn. Sie erzählten mir vieles, von dem ich noch nicht mal die Hälfte glaubte, denn die Typen waren hammerheftig auf Heroin und absolut dumm wie Brot. Aber eigentlich war mir das auch Lachs, denn meistens redeten sie sowieso in irgend'nem komischen Slang, der längst nicht mehr up-to-date war.

Schließlich kamen wir endlich in W. an. Das Auto stoppte am Straßenrand, ich sprang schnell 'raus, checkte die Hopper zum Abschied ab und strazte die Straße zum Mc D. hoch.

Als ich auf den Parkplatz kam, sah ich mein früheres Zimmer durchs Fenster, in dem jetzt jemand anderes wohnte und, wie ich sah, die Schwuchtel von einem Türsteher einen kleinen Ginkgo-Baum statt meines schönen Grases hingestellt hatte.

Aufgeregt trat ich die Tür von dem Drecksladen ein. Da war ein Gestank und Qualm und Schmatzen von fetten Leuten, die fetttriefende Pommes fraßen. Ganz normal! Strange war nur, dass grade *Satisfaction* mit vollem Bass aus den winzigen Lautsprechern an der Decke dröhnte. Und ich wusste sofort: „Das is' dieser Spacken Gayboy!“

Tatsächlich sah ich die Tunte jetzt, wie er als Frau verkleidet und geschminkt neben meiner Tussi an 'nem Tisch in der Ecke saß! Sie sah verdammt sexy aus, denn sie trug 'n kleines Schwarzes und ihre Haare weit offen. Beide gingen voll ab zur Musik, aber als sie mich erblickten, lachten sie laut auf und zeigten mit dem Finger auf mich. Schon kamen ein paar Gossenkinder auf mich zu, um sich was von mir zu erschnorren, das passte mir aber gar nicht und ich gab ihnen ordentlich rechts-links. Da sah ich auf einmal auch diesen Homofürst' Lionheart, der Gayboy zu sich heranzog, mich zu sich winkte und sagte:

„Liebe hin oder her, in Wirklichkeit woll'n wir doch alle das Gleiche. Sex, Drugs und Rock'n'Roll, das ist unser aller Motto, das sich in unser'n Herzen gefestigt hat und die Bastionen von Rang und Stand mit 'nem dicken Joint niederschmettert. Die Welt ist zu eng und die Ewigkeit zu kurz für'n vollkommenes Chillen, es bleiben also nur die Emotion der Lüste und Triebe, denen wir uns unterwerfen. O teuerster Kassierer bei Mc Dreck und Sexslave! Hier ist deine geile Tussi – macht's wie die Kanickel und seid glücklich!“

Ich war sehr erstaunt über dieses Gelaber, doch es war noch nicht vorbei. Ich hatte zwar kein Wort verstanden, aber die Sciencefictiontypen fingen jetzt an, mir alles erklären zu wollen. Lionheart meinte wohl, ich hätte noch keine vernünftige Soap gesehen, denn mir war natürlich auch so alles klar:

Gayboy und Lionheart waren zusammen und weil sie als Homosexuelle hier nicht heiraten durften, waren sie nach Holland dazu gegangen. Der Zwerg, der mich in das Motel entführt hatte, war halt einfach nur 'n Freak gewesen, der so 'ne Psycho-Sache abziehen wollte, aber zum Glück Schiss vor der alten Schlampe hatte. Und der Lover von Shantal war natürlich nur ihr pädophiler Vater gewesen.

Doch am Ende spielte das alles keine Rolle mehr. Shantal nahm meine Hand und flüsterte mir zu: „Komm mit! Ich weiß, wo 'ne richtig geile Party is'!“ Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen! Wir verließen den schmierigen Schuppen und liefen hinaus und ins Nachtleben hinein – und es war alles, alles megaheftig geil!

## Von Ruhrpottliedern und Glücksgefühlen

*Timm Krüger*

Es ist 6:16 Uhr in Gelsenkirchen. Kein Hahn schreit, lediglich das zaghafte Rauschen der Umgehungsstraße ist zu vernehmen. Ich liege vergraben unter einem Haufen Kissen und Decken im Bett, mein Wecker zertrümmert auf dem völlig zerkratzten Holzfußboden. Glücklicherweise muss ich nicht mehr in die Schule und habe auch sonst keinerlei Verpflichtungen, die sich nicht ohne großartige Dramaturgie würden absagen lassen.

Mittlerweile lebe ich alleine. Ich habe eine billige Wohnung in Gelsenkirchen-Ückendorf, die mir mein Vater finanziert. Verdienen tue ich nämlich so gut wie nichts. Meine Wohnung mutet ein wenig an wie ein Studentenwohnheim – nur ohne Studenten. Ich verdiene mein weniges Geld durch Zeitungsaustragen und durch Aushilfsdienste in der Apotheke und bei der Post. Mein Vater lebt in Amerika. Er ist dort Manager einer großen IT Gesellschaft. Uns, das heißt seine Frau, meine Schwester und mich, hat er schon vor fast 15 Jahren verlassen. Er müsse sich auf seine berufliche Karriere konzentrieren war das was er sagte, er könne seine Zukunft nicht mit uns Blagen vergeuden war das was er damit wirklich meinte. Ich kann ihm nicht hinterher trauern, weil ich ihn kaum richtig kennen gelernt habe und trotzdem male ich mir häufig aus, wie sein Leben in Amerika wohl sein mag. Überhaupt denke ich oft an andere Orte, fernab von Gelsenkirchen. Leider bin ich in meinem Leben noch nicht über die Grenzen des Ruhrpotts hinausgekommen. Zu einer meiner bedeutendsten Reisen zähle ich einen Schulausflug in der achten Klasse nach Bochum Wattenscheid. Wir haben dort auf einem grauen, durch trostlose Züge geprägten, Schotterplatz ein Picknick abgehalten, dessen Höhepunkt ein tot vom Baum fallender Rabe war, der, wie sich später herausstellte, an einer Smogvergiftung verendete. Meinen Klassenkameraden schien dieser Ausflug damals Spaß gemacht zu haben, und wenn nicht haben sie sich nichts anmerken lassen. Ich fand ihn furchtbar. Doch heute ist heute und ich habe gelernt, von Tag zu Tag zu denken und nicht darüber hinaus und auch nicht zurück. So bestand ich meinen Schulabschluss, wohlbemerkt relativ mittelmäßig und zog in meine eigene Wohnung. Und dort liege ich jetzt. Die Schwester ist mit einem Freund zusammen nach Freiburg gezogen, um dort zu studieren, meine Mutter lässt seit drei Jahren nichts mehr von sich hören und ich bin hier bin am Grübeln und sehne mich nach dem richtigen Leben. Weil das, was mir bisher geboten wurde nichts mit meiner Vorstellung von Leben zu tun hat. Ich sitze gerne unten an der Straße an einer Eckkneipe und höre den einfachen Leuten beim plaudern und grölen zu. Dort sieht man immer dieselben Gesichter und nur selten kommen neue dazu. Man hat sich einiges zu erzählen, tauscht lustige und ernste Anekdoten aus und spielt Karten und Poker. Hier überkommt mich immer so ein

warmes Gefühl der Geborgenheit. Während mich im Alltag Geschäftigkeit, terminliche Genauigkeit und Hektik erwartet. Völlig überzogen, wie ich finde. Ich mag es nicht, wenn ich jemanden auf der Straße anspreche um zu erfragen wie spät es ist und dieser nicht antwortet oder grummelt er hätte keine Zeit. Dabei hat er unter den Ärmeln seines eleganten Anzuges eine silberne Uhr prangen, die schon ein Blinder auf einen Kilometer Entfernung lokalisieren kann. So etwas finde ich armselig und schlimm, wie sich derjenige in die hektische Gesellschaft verflochten hat und dabei sein wahres Leben vernachlässigt. Ich träume von einem Leben mit mehr Gefühlen, mit mehr Zeit und außerhalb Gelsenkirchens.

Es ist jetzt bereits 6:59 Uhr und ich habe erneut – wie es so oft vorkommt – die ersten Minuten des Tages mit einem inneren Monolog über meine persönliche, nicht zufrieden stellende Situation geführt. Es ist Sonntag. Draußen in den noch verschlafenen Straßen ist es grau und nur ein paar Vögel läuten den anbrechenden Tag ein. Es muss sich etwas ändern. Ich befreie mich aus den Umarmungen meiner Decken, schlüpfe in eine etwas ausgebleichte Jeans, stülpe mir ein Hemd über und schlurfe Richtung Badezimmer. Dieses ist so verkommen und dreckig, dass ich mich nicht ohne Badelatschen hinein traue. Also steige ich in die vor der Badzimmertür positionierten Adiletten und rette mich bis zum Waschbecken. Dort gucken mich zwei lebenslustige blaue Augen an, die mir sagen: „Geh fort! Geh irgendwo hin, aber bleib nicht hier! Nicht hier in Gelsenkirchen. Vergeude nicht dein Leben!“

Ich überlege kurz, wäge Vor- und Nachteile ab. Zu letzterem fällt mir nichts ein und darum fasse ich einen Beschluss: Ich gehe fort um meinen Traum von mehr Freiheit zu leben! Plötzlich bin ich ganz aufgeregt und ein Gefühl macht sich in mir breit, welches ich zuvor in dieser Form noch nie verspürte. Eine Mischung aus Vorfreude und Fernweh, das kurzerhand meinen Körper übermannt und meinen Herzschlag zur Höchstform auflaufen lässt. Ich packe ein paar Wasch- und andere Utensilien in einen Rucksack, schreibe einen Zettel, dass ich freiwillig gegangen bin – falls jemand auf die Idee kommen sollte nach mir zu suchen – und schnappe mir mein bescheiden bestücktes Portmonee. Auf einmal habe ich es eilig, vor Angst, mir könnte ein Sinneswandel in den Kopf kommen, packe ich noch ein paar Ersatzklamotten in den Rucksack und stürze, nachdem ich die Wohnungstür ordnungsgemäß verriegelt habe, das Treppenhaus zu meinem Motorroller hinunter.

Mit dem Ziel, der hiesigen Gesellschaft zu entfliehen starte ich den Roller und diese aufs geradewohl in Richtung Süden. Ich sehe einzelne Menschen an mir vorbeirauschen und spüre den warmen Wind in meinem Gesicht. Ich weiß nicht wo ich genau hin will, strebe aber an mich nach Italien durchzuschlagen. Einfach so. Als ich das Stadtschild Bochums passiere und die letzten Ausläufer der Stadt hinter mir lasse, fange ich aufs geradewohl an zu singen:

*„Tief im Westen,  
wo die Sonne verstaubt!  
Ist es besser, viel besser, als man glaubt!  
Du bist keine Schönheit,  
vor Arbeit ganz grau!  
Liebst dich ohne Schminke;  
bist 'ne ehrliche Haut;  
leider total verbaut,  
aber gerade das macht dich aus!  
Bochum ich komm' aus dir!  
Bochum ich häng' an dir!“*

Nach einer Stunde reiner Singerei fällt mir auf, dass an diesem Lied inhaltlich einfach nichts dran ist und ich gebe Gas mit dem Vorhaben noch heute den Horizont zu erreichen.

So fahre ich den ganzen Tag und lege nur wenige Pausen ein um etwas zu essen, bis ich am späten Nachmittag an einem Wegweiser mit dem Namen „Trier“ vorbeikomme. „Trier.“, denke ich mir, „davon hast du schon mal gehört!“ Und so beschloss ich für die Abendstunden und die Nacht in der relativ überschaubaren Stadt einzukehren. Die Sonne war schon dabei sich in orangefarbenem Dämmerlicht zu verabschieden, als ich in einer betriebsamen Bar Platz nehme und mir ein kaltes Bier genehmige. Es wird Musik gespielt und gesungen, die Luft ist warm, es riecht nach Sommer und eine Vielzahl von Vögeln musiziert herrlich. Ich schwelge gerade in Gedanken, als mich ein junger Mann, eine Gitarre in der Hand, anspricht und fragt, ob ich nicht mitsingen will. „Natürlich!“ bejahe ich sofort. Singen ist schließlich eine der einzigen Tätigkeiten die mir wirklich Spaß macht. Und dass ich bislang noch nie Schläge für mein musizierendes und sängerisches Geschick geerntet habe, stimmt mich positiv. So übel können meine Darbietungen also nicht sein. In Gelsenkirchen wurde meinem Talent keinerlei Beachtung geschenkt, es wurde eher mit Verachtung gerügt. Dabei liebe ich es, wenn man während des Singens seinen Gefühlen freien Lauf lassen kann und durch zügellose Freude andere mitreißt. Also singen wir, spielen Gitarre und schon bald bildet sich ein Pulk von mindestens 30 Menschen – die meisten zwischen 20 und 30 Jahren alt. Das liegt wohl zum einen daran, dass die Bar ihren Standort in der Nähe der Universität hat, wie man mir mitteilte, sowie an dem Umstand, dass es 1. Mai ist und man diese Tatsache wohl mit einem Tänzchen zu feiern pflegt. In Gelsenkirchen hat es nicht den müdesten Hund geschert, was für ein Tag gerade ist, nur Weihnachten wurde dort einigermaßen gewürdigt. Es ist spät in der Nacht, als die Feier dem Ende zugeht. Meine Kehle ist geschwollen, obgleich nicht

nur die anderen – meine Mit-Sänger, die Musikanten, Studenten und der Rest der spontanen Party-Gesellschaft – sich am Wein und Bier gütlich getan haben. Müde lasse ich mich auf eine Holzbank fallen, als mich jemand von hinten anspricht: „Willst du mit zu uns nach Hause kommen? Wir haben gewiss noch eine Matratze übrig, die wir dir ausnahmsweise abtreten können!“. Ich kenne nicht einmal seinen Namen, erkenne aber das freundliche Gesicht des Gitarristen der uns die letzten sechs Stunden auf seinem Instrument begleitet hat, willige ein und bin froh darüber nicht mein Heil unter einer Brücke hab suchen zu müssen. Gemeinsam gehen wir – ich, er und noch zwei weitere Gefährten – ein paar Straßen entlang, um dann eine Wohnung zu entern, die auf mich einen fürstlichen Eindruck macht und ziemlich nach Altbau aussieht. Mir soll's Recht sein. Nach einem wortkargen Gespräch zwischen nicht mehr zurechenbaren, da alkoholisierten Mitbewohnern wird mir eine Matratze hingelegt auf die ich mich erschöpft fallen lasse und augenblicklich einschlafe.

Der nächste Tag beginnt für mich mit einem schrillen Pfeifen der Kaffeemaschine. Ich setze mich aufrecht hin und verspüre einen Ganzkörperkater, der meiner Kehle ein Stöhnen entlockt. Nach einer kurzen Orientierungsphase, in welcher ich meinen Rucksack am Fußende der Matratze ausmachen konnte – was mich glücklich stimmt -, erhebe ich mich und schleiche ein bisschen schlaftrunken zur Küche. „Na, gut genächtigt?“ nimmt mich eine Stimme in Empfang. „Danke, ich kann mich nicht beklagen.“ Ist meine spärliche Antwort. „Setz dich doch, willst du etwas trinken? Kaffee? Wasser? Milch?“ „Einen Kaffee hätte ich gerne!“ Froh über das überaus zuvorkommende Angebot setze ich mich an den Frühstückstisch. Sofort fällt mir auf, dass es sich um „Grimle“ einen Tisch von Ikea handelt, welchen ich auch gerne in meiner Wohnung gesehen hätte. Allerdings fehlte mir schon immer das Geld, um einfach mal so 179€ zu löhnen. Es ergibt sich ein aufschlussreiches Gespräch, in dem ich erfahre, dass Frank - so outet sich mein Gesprächspartner - ein 23 Jähriger Student ist, der in der Stadt, an der Uni Trier, Theologie studiert. Außerdem ist er leidenschaftlicher Musiker und spielt nach eigener Aussage Gitarre seit seinem dritten Lebensjahr. Wir tauschen uns aus. Ich erzähle ihm, wo ich herkomme und wie es um meine familiären Verhältnisse bestellt ist. Woher ich das Vertrauen nehme, ihm dies zu erzählen, weiß ich nicht. Vielleicht bin ich froh überhaupt mit jemandem darüber sprechen zu können. In Gelsenkirchen haben meine Hand voll Freunde von meiner Melancholie nichts wissen wollen. Dort ist es nicht üblich, sich über Gefühle oder Träume auszutauschen, da geht es nur darum, ein striktes Konzept für die nächsten Tage zu entwerfen und sich zu beklagen warum man nicht mehr Geld verdient als es der Fall ist. Hauptbestandteil der Konversationen waren Flüche in Richtung Politik und Regierung. Auf der Gefühlsebene schwamm regelmäßig ein großer Pott Selbstmitleid mit. Dort hatte man sich seinem Schicksal hingegeben. Hier ist es anders, frischer, fröhlicher, unverbundener. Ich führe ein offenes Gespräch mit Frank, trinke

Kaffee der mich wach und munter macht, und so frönen wir dem Müßiggang, bis es thematisch ernst für mich wird. Es ist Montag. Kai und Bernd, die beiden anderen Bewohner, haben sich schon aus dem Staub gemacht, mit der scheinheiligen Begründung einer Univorlesung beiwohnen zu wollen. Wie mir Frank mitteilt, sind beide total verliebt in ein junges, hübsches Mädchen – obwohl Mädchen es angesichts eines Alters von 20 Jahren nicht ganz trifft. „Eher junge Dame“, wie Frank schmunzelnd hinzufügt – welche ein paar Straßen weiter wohnt. „Die gehen wohl eher dort hin“, lacht er und füllt meinen Kaffeebecher erneut mit dem reichhaltigen Koffein-Getränk auf. „Da kommt es nicht selten zu Komplikationen, wenn das Thema Liebe auf den Tische kommt“, meint Frank, „es ist natürlich sauunglücklich, dass sich beide unbedingt in dasselbe Mädchen verlieben mussten. Seitdem hängen die beiden auch nur noch zusammen rum. Ich glaube, sie wollen sich so gegenseitig im Auge behalten. Sie spielen seit Monaten verrückt. Ich habe schon einen Ausstieg aus unserer WG eruiert, dann können sich die beiden die Köpfe einschlagen und ich muss nicht mehr als Objekt ihrer Gefühlschwankungen herhalten.“ Ich bin beeindruckt. Erstens aufgrund der völlig unvoreingenommenen, ungezwungenen und offenen Verbalitäten Franks, zweitens konnte ich mich nicht erinnern, selbst einmal solche Gefühle, wie Kai und Bernd sie offensichtlich hatten, empfunden zu haben. Auf einmal verspüre ich das dringende Verlangen, auch aufgrund von positiven Gefühlen in den Wahnsinn getrieben zu werden. Zu Hause haben mich Komponenten wie Lärm, Dreck und Assozialität in den Wahnsinn getrieben, was natürlich auch Gefühle hervorrief, allerdings solche, wie man sie durchaus gerne vermeidet. Nach derlei positiven Gefühlen habe ich mich gesehnt, seit ich die verqualmte Luft des Ruhrpotts das erste Mal zu Gesicht bekam. Hätte ich geahnt, dass meine Eltern vorhatten, mich in einer solchen Gegend leben zu lassen, wo es doch Gebiete mit fast paradiesischen Verhältnissen gibt, wie hier in Trier, wäre ich wahrscheinlich gar nicht erst aus dem Mutterleib hinausgekrochen.

Ich erzähle Frank was ich gerade empfinde und er hört aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen. Ich erzähle ihm, wie schön es hier in Trier ist und wie freundlich man hier aufgenommen wird. Dabei denke ich an die Festlichkeit am gestrigen Abend. Bei etwas weniger Freizügigkeit und Offenheit hätte ich mein Lager unter einer Brücke aufschlagen müssen. Frank nickt zum Teil zustimmend, mal regt er sich überhaupt nicht. Als ich ihn unterrichte wie es um meine aktuelle Gefühlslage bestellt ist, sagt er plötzlich: „Du must hier raus“. „Hä?“ Ich bin zuerst völlig erstarrt, dann schaue ich mich um, mit der Erwartung, einen Attentäter in der Tür stehen zu sehen und Franks Ausruf als Aufforderung, mich in Sicherheit zu bringen, verstanden zu haben. Doch da war niemand. „Was ist los, warum soll ich türmen?“ frage ich verduzt. Jetzt fängt Frank schallend an zu lachen. Ich sacke zusammen wie ein Häuflein Elend und wäre eigentlich zornig auf Franks blöden Kommentar, wenn sein Lachen nicht so

ansteckend wäre. Auch ich brülle jetzt vor Lachen. Nach einigen Minuten haben wir uns wieder beruhigt, Frank grinst immer noch breit und ich bin sauer. „Tut mir leid“ versucht er sich jetzt aus seinem selbstverschuldeten Eklat rauszureden. „Aber ernsthaft, hör mir zu“, sagt er, „ du solltest mal richtig rauskommen. Und mit ‚richtig‘ meine ich: aus dem Land. Wenn du Trier schon als Paradies einordnest, dann hast du wirklich noch nicht als zu viel gesehen. Es gibt noch viel schönere Orte, wo immer die Sonne scheint, die Menschen noch an alten Tugenden festhalten und das einfache Leben des Volkes im Vordergrund steht. Wenn ich dir einen Vorschlag machen darf: Geh nach Italien, ins Land wo die Zitronen blühen. Und dort am besten nach Venedig. Dort ist es wunderschön.“ Er hat es geschafft mich ein weiteres Mal zu überraschen. Ich bin sehr aufgeregt. Sofort erkundige ich mich bei ihm über Venedig. Eine vage Vorstellung davon, dass Italien das Ziel meiner Fahrt sein könnte, hatte ich ja von Anfang an. Wohin genau mich der Weg führen sollte – keine Ahnung, ich war ja noch nie dort und habe deshalb gedacht, das findet sich, wenn ich erst mal da bin. Aber so wie Frank Venedig jetzt schildert, muss es sich um ein irdisches Paradies oberster Güteklasse handeln. „Du kannst mit dem Flugzeug dorthin gelangen, wenn du nach Frankfurt fährst und den Flieger Richtung Italien/Venedig nimmst.“ Wir sprechen noch eine ganze Weile weiter. Ich bin begeistert und fasse den Beschluss, mich auf den Weg nach Venedig zu machen.

Einige Tage nach meinem Gespräch mit Frank, ich durfte solange noch in seiner WG schlafen, kommt der Tag des Abschiedes. Kai und Bernd, mit denen ich mich mittlerweile auch prächtig verstehe, sowie Frank stehen an der Straße. Meinen Motorroller habe ich vor einigen Tagen bei der Bar aufgeklaut, die als Festival-Austragungsort für unseren Gesang hergehalten hatte. Er ist unbeschädigt und hat noch Sprit. Bernd hat mir einen Flug im Internet gebucht – ein billiger Flug – direkt nach Venedig. Dafür bin ich ihm sehr dankbar. Ich habe mich mit ihm auch über seine Beziehungen zu seinem Schwarm und Kai unterhalten. Er war da ganz offen, im Gegensatz zu Kai, der nicht so gerne darüber gesprochen hat. Ich verabschiede mich in aller Höflichkeit von den dreien, bekomme noch ein üppiges Lunchpaket mit auf den Weg, sowie eine Karte die mich nach Frankfurt geleiten soll, starte meinen Roller und mache mich auf die Socken.

Das Wetter ist fantastisch, ich fahre auf einer sonnigen Landstraße, die Luft ist warm und nur selten begegne ich anderen Autofahrern oder Rollerfahrern. Auf manchen Äckern wird gepflügt und Saat ausgesät, es riecht abwechselnd nach Kuhdung und frisch gemähtem Gras und in den Wipfeln der Bäume tirilieren die Vögelchen. Mein Hemd ist schon nach einer halben Stunde durchgeschwitzt, so bin ich am ölen. „Kein Wunder, bei gefühlten 30°C“ denke ich und lasse es gemächlich angehen.

Erst nach mehreren Stunden, die Sonne hat ihren Zenit bereits überschritten, gelange ich an die ersten Ausläufer der Stadt. In der Ferne sehe ich schon große Hochhäuser

und über mir sind die Airbusse nicht zu überhören. Bernd hatte mir erzählt, dass der Flughafen in Frankfurt groß ist, aber dass er so beeindruckend ist, hatte er verschwiegen.

Eine Weile später steige ich in den Flieger. Meinen Roller habe ich angeschlossen zurückgelassen, Gepäck habe ich außer meinem Rucksack keines. Das ich es überhaupt bis hier hin geschafft habe, ist einer alten Frau zu verdanken, die mich am Straßenrand auflas. Sie hatte mein durch Orientierungsverlust geprägtes Verhalten beobachtet und eingegriffen um zu helfen und mir den Weg zum Terminal zu weisen. Die Türen des Fliegers gehen zu. Ich bin noch nie geflogen. Aber ich bin einfach nur glücklich darüber, dass ich nach Venedig komme ohne Hannibal spielen und die Alpen zu Fuß überqueren zu müssen. Das es möglich ist einen Flug für 19,99€ zu bekommen finde ich unfassbar. Ich habe es nicht für möglich gehalten und bin umso glücklicher, dass mein Budget damit nicht gesprengt worden ist. Während des Fluges ereignet sich wenig. Ich beobachte ein junges Pärchen, das zärtlich miteinander schmust. Allerdings erst als der Flug fast wieder vorbei ist. Während des Startes saß vor allem Er ziemlich verkrampft in seinem Sitz. Der Flieger setzt zur Landung an und wir werden aufgefordert uns hinzusetzen. Leider ist es ziemlich bewölkt, sodass ich trotz meines formidablen Fensterplatzes kaum etwas von der Landschaft erkennen kann.

Es ist Donnerstag. Noch keine Woche ist es her, da ich daheim in Gelsenkirchen mich meiner besann und statt weiter zu träumen loszog, um meinen Traum zu leben. Ein Traum von unbegrenzter Freiheit und Gefühlsüberschwang. Jetzt stehe ich in Venedig am Flughafen. Der Flughafen heißt „Marco Polo“ wie ich mittlerweile erfahren haben und liegt der eigentlichen Stadt auf einer Halbinsel vorgelagert. Um in die Stadt zu gelangen stehen eine Bahnverbindung sowie zahlreiche Wassertaxis zur Verfügung. Ich stehe an, um mit einem Wassertaxi den Weg nach Venedig hinein zu erreichen. Das Naturerlebnis ist hier besonders intensiv. Die Luft ist sehr schwül, es ist bedeckt und es regnet seicht. In der Ferne sieht man Blitze niederfahren, kurz darauf vernehme Ich ein donnern. Um mich herum strömen die Menschen unter Regenschirmen und gelben Regenjacken zu den Stadtverbindungen um möglichst schnell ins trockene zu kommen. Trotz des Regens wird viel und laut gesprochen, hier schreit ein Kind, dort bellt ein Hund. Der Blick auf das Meer ist beeindruckend, durch das Licht, welches am Horizont auf das Wasser geworfen wird, entsteht eine ungeheuer packende und romantische Atmosphäre. Der Regen verstärkt diesen Effekt noch. Ich steige in eines der Wassertaxis und setze mich auf einen der hinteren Sitze in dem Boot. In dem Wassertaxi können ca. 20 Personen Platz nehmen, es steigen aber nur ca. 15 ein. Wir sitzen unter Deck zusammengekauert, aber wenigstens im Trockenen. Ich erhebe meinen Kopf und lasse meinen Blick über die fremden Gesichter schweifen. Die meisten Menschen sind etwas älter, außerdem eine Mutter

mit drei kleinen Kindern. Ein älterer Herr trägt einen Vollbart und hält einen Stock mit silbernem Knauf in der Hand. Zwei Italiener, Mitte dreißig, telefonieren aufgeregt. Die anderen Menschen sind relativ nichtssagend und unauffällig. Außer einer Person, welche schräg Rechts vor mir sitzt. Er oder sie trägt einen langen Regenmantel mit einer Kapuze, die er oder sie tief ins Gesicht gezogen hat. Plötzlich gibt es einen lauten Knall und ein kräftiger Ruck geht durch das Boot. Um mich herum bricht ein Tumult los. Die eben noch friedlichen Gesichter, verwandeln sich in panische, angstverzerrte Ausdrücke. Ich weiß überhaupt nicht was geschehen ist und klammer mich schnell an meinem Sitz, einer verankerten Holzbank, fest. Die Kinder fangen an zu weinen. Draußen rauscht es donnernd und unser Boot kippt bedenklich zur Seite. Wir scheinen ein anderes Wassertaxi im Unwetter, welches mittlerweile zu einem Sturm angeschwollen ist, gerammt zu haben. Das Gefährt schwankt bedenklich. Zu den schreienden Kindern stimmen jetzt auch die Erwachsenen mit ein. Laute Rufe im Befehlston werden gerufen, ich verstehe kein Wort. Leichtere Gegenstände fliegen mir um die Ohren und ich fasse spontan den Entschluss zum Ausgang zu gelangen bzw. an Deck. Das Boot schaukelt immer heftiger. Ich versuche aufzustehen, kann mich aber nicht halten. Mittlerweile stürmen alle auf den einzigen Ausgang des voluminösen Innenraums zu. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir in Lebensgefahr sind, weil das Ufer recht nah sein muss. Allerdings hat sich eine Panik verbreitet, die sich leider selbstständig gemacht hat. Jeder rechnet damit, dass der Schiffsbauch nicht mehr lange trocken sein wird und versucht als erster draußen zu sein. Ich klammere mich gerade an das Hosenbein des alten Italieners, der sich meiner mit seinem Stock zu entledigen versucht, als mich jemand an der Schulter zurückreißt. Ich drehe mich nach dem Tunichtgut um und erstarre. Auf einmal ist es totenstill. Ich höre nichts mehr und Blut schießt mir in den Kopf. Zum Glück erkennt keiner, dass ich rot werde, was angesichts der Umstände auch verwunderlich wäre. Ich blicke in die grünen Augen eines Mädchens meines Alters. Ich sehe nur ihre lebendigen, ängstlichen und grasgrünen Augen. Sonst nichts. Dieser Anblick brennt sich auf meiner Seele ein, noch nie habe ich etwas vergleichbar Schönes erlebt. Die Minuten scheinen zu verrinnen, ohne das ich mich rege. Sie regt sich aber glaube ich auch nicht. Das was jetzt geschieht, passiert wie in Trance und geht an mir eigentlich völlig vorbei. Ich befinde mich gar nicht mehr an Bord dieses lächerlichen Wassertaxis, sondern auf einer Ebene der Gefühle, die alles um einen herum vergessen lässt. Ich höre nur noch das dumpfe Pulsieren meines Blutes, als sie mich an der Hand nimmt und zur Seite zieht. Von irgendwo schießt ein Wasserstrahl ins Bootsinnere, der Kahn ist am sinken. Intuitiv ergreife ich das Kommando, packe sie am Arm und wate durch das inzwischen hüfthohe Wasser. Wir sind mit die letzten, die sich an Deck ziehen. Als wir an Deck sind, ist das Boot schon halb untergegangen. Hohe Wellen peitschen an die Reling und ich bin völlig durchnässt. Wir sehen kaum etwas, ich schleife sie einfach hinter mir her

und halte sie ganz fest. Panik wallt in mir auf, ich drehe mich um und sehe ein etwa gleichgroßes Boot ein paar Meter weg von unserem Wrack im Wasser auf und ab schaukeln. Es scheint unbeschadet zu sein. „Wir müssen ins Wasser springen und rüber schwimmen!“, rufe ich gegen den Wind, „kannst du schwimmen?“ „Ja!“ entrinnt es ihrer Kehle. Ich halte inne, weil ich überrascht bin, dass sie deutsch spricht. Wir gucken einander an, bevor wir uns endgültig in die Fluten stürzen.

Die Sonne brennt auf meiner Haut, wie bisher jeden Morgen. Ich liege auf einem Sonnenstuhl, eine Sonnenbrille auf der Nase und lausche den Geräuschen die vom Hafen herüber klingen. Ich weiß nicht wie spät es ist, aber das ist auch egal geworden. Am Stand der Sonne kann ich mich mittlerweile prächtig orientieren. Es ist über drei Wochen her, das ich in Venedig angekommen bin. Und somit auch über drei Wochen seit ich mich mit Sandra aus den Fluten hab retten lassen. Was danach kam, waren die schönsten drei Wochen meines Lebens. Noch nie habe ich mich freier und glücklicher als jetzt gefühlt. Ich drehe mich gerade auf den Bauch um meinen Kopf vor einem Hitzeschlag zu bewahren, als Sandra mit zwei großen Reisetaschen rauskommt und lacht: „Komm, es geht los!“ Ich verspüre immer noch ein kribbeln wenn ich sie sehe in ihrer ganzen Schönheit. Und so im Kleid ist sie auch noch einmal schöner als in einem nassen Regenmantel, kurz davor unterzugehen. Ich stehe auf und wir machen uns auf den Weg zum Hafen. Dort hat ihr vermögender Vater ein kleines Segelboot, das bei seinem Tod jedoch an sie vererbt wurde. Ich würde ja was sagen, aber in den letzten Tagen und Wochen ist soviel gesagt und getan worden, da bedarf es jetzt keiner großen Worte mehr. Das Wetter ist herrlich, das Meer ist spiegelglatt, obwohl ein frischer Wind weht. Ich blicke sie fragend an und zeige in Richtung ihrer Wohnung am Hafen. „Ist verkauft“ grinst sie nur. Ich erinnere mich zurück und denke noch einmal an Gelsenkirchen zurück und dann denke ich an das was ich schon damals gewusst, gekonnt und gemacht habe: heute ist heute und von Tag zu Tag zu denken. Ich muss grinsen. Ich gehe zu Sandra und wir stechen in See - dem Horizont entgegen.

## Wege

*Clara Iversen*

Meine erste Erinnerung ist meine Mutter. Sie schimpfte mich aus, weil ich mit Wachsmalkreiden die Tapete im Flur verschönert hatte, als sie einen Moment nicht aufpasste. Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich die Tapete verschönerte, aber ich erinnere mich an ihre großen weit geöffneten Augen und ihre durchdringende angestrenzte Stimme. Ich war damals sehr traurig, weil ich ihr damit doch eigentlich eine Freude machen wollte. Anscheinend war ich schon damals kein großer Freund von Blümchentapeten.

Es ist meine letzte und einzige Erinnerung an meine Mutter. Sie starb als ich drei Jahre alt war. Irgendwann war sie einfach weg und kam nie wieder. Ich weiß nicht, wie ich mir ihr Verschwinden als kleiner Junge erklärte. Wahrscheinlich fragte ich nach ihr und weinte auch manchmal, weil sie nicht da war. Eine richtige Erinnerung habe ich daran aber nicht.

Meine Mutter starb an Krebs. Lange Zeit glaubte ich, wenn man Krebs hatte, Tausende von kleinen Killerkrebsen im Körper rumschwirren würden. Krebse stellten für mich das Unheil auf Erden da. Und ich dachte, jeder Mensch würde irgendwann von Killerkrebsen befallen werden, wenn die Zeit reif war. Irgendwann begriff ich, dass Krebse nicht in Körpern, sondern im Wattenmeer lebten und die Krankheit Krebs etwas ganz anderes war. Krebse mag ich aber immer noch nicht.

Mein Vater hat mich immer aus dem Kindergarten abgeholt. Diese Zeit habe ich in schöner Erinnerung. Meine Kindergärtnerinnen waren für mich meine Ersatzmütter und meine Spielkameraden meine gewünschten Geschwister. Ich hoffte lange auf Geschwister und eine neue Mutter. Am liebsten hätte ich eine kleine Schwester bekommen, die ich im Kinderwagen durch die Welt geschoben hätte.

Ich spielte mit jedem meiner „Geschwister“ gerne, aber am liebste mit Melina. Melina war ziemlich klein für unser Alter, hatte aber Haare, die bis über die Schulter gingen. Sie hatte die besten Spielideen und zeigte allen Kindern, wo es lang ging.

Melina war die Bestimmerin von uns beiden. Wenn wir Vater-Mutter-Kind spielten, spielten wir Vater-Mutter-Kind. Wenn wir Peterson und Findus spielten, spielten wir Findus und Peterson. Wenn sie nicht zufrieden war, wie ich eine Rolle spielte, erklärte sie mir, wie die Rolle in ihren Augen richtig zu spielen war.

Melina und ich taten alles gemeinsam. Wenn wir Streit hatten war sie auf mich sauer und ich nie auf Melina. Meistens war sie nur wegen Kleinigkeiten auf mich sauer, aber trotzdem fühlte ich mich furchbar, wenn wir Streit hatten. Melina sagte dann „Jetzt haben wir Streit“ und ignorierte mich eine Zeit. Aber sie kam immer wieder und sagte dann so etwas wie

„Ich hab Langeweile lass uns wieder spielen“.

Melina war meine Gefährtin und wir taten alles gemeinsam. Es war wirklich besonders, dass ein Mädchen wie Melina an einem stillen unauffälligen kleinen Jungen Gefallen gefunden hatte.

Mein Vater holte mich jeden Tag vom Kindergarten ab. Melina und meine Rückfahrt vom Kindergarten waren das Highlight des Tages. Ich freute mich darüber, dass mein Vater sich freute, mich zu sehen. Er holte mich mit dem Fahrrad ab und auf dem Weg nach Hause erzählte ich ihm, wie mein Tag im Kindergarten war. Sein erster Satz auf dem Fahrrad war meistens: „Und was hast du heute mit Melina wieder ausgeheckt?“ Und schon begann ich zu erzählen. Wir waren zwei ruhige Männer und zwei ruhige Männer können sich gut unterhalten, weil beide dann gleich viel reden.

Kurz vor meiner Einschulung nahm mein Vater eine Arbeit als Taxifahrer an. Ich fand es lustig, dass wir nun ein gelbes Auto hatten und mein Vater bei manchen unserer Fahrten fremde Menschen mit im Auto sitzen hatte. Und für die tollen Fahrten durch die Welt bekam mein Vater sogar noch Geld.

Die meisten Kinder aus meinem Kindergarten kamen in die Grundschule, in welche auch ich gehen sollte. Ich dachte zuerst es wird so wie vorher und wir werden alle in die gleiche Klasse eingeteilt. Doch in der Grundschule war alles ganz anders.

Melina kam in eine andere Klasse. Mich erschütterte es sehr, plötzlich nun alleine dazustehen.

Melina fand schnell neue Freunde in ihrer Klasse. Melina war wie immer der helle Stern. Ich hatte Schwierigkeiten, damit neue Freunde zu finden und hoffte die Klassen werden noch einmal umsortiert. Das passierte nie und irgendwann gab ich meine Hoffnungen auf.

Am Anfang der Grundschulzeit spielten wir noch viel auf dem Schulhof zusammen. Nicht alleine, aber mit ihren und meinen Freunden. Später wurde es immer weniger. Ich lernte Anton kennen und der Ersatz für meine frühere Gefährtin. Anton mochte aber keine Mädchen und Melinas Freundinnen mochten auch keine Jungs. Plötzlich sagten wir uns noch nicht mal hallo auf dem Schulhof. Es machte mich traurig, aber in der Grundschule durfte man nun mal nicht mit Mädchen spielen, sonst war man ein Weichei.

Da mein Vater am Nachmittag arbeitete, musste ich nach der Schule in einen Hort. Die Hortfrau mochte ich nicht und das Essen noch viel weniger. Ich wollte nicht dort hin, aber es ging nicht anders. Ich wusste, dass das Geldverdienen wichtig ist und fand mich nach und nach mit der Situation ab.

Meine Schulnoten waren nicht gerade überragend. Die Lehrerin gab die Schuld dafür meinem Vater und sagte ständig Dinge wie: „Mit der Einstellung dieses Vaters kann der Junge nur auf eine Realschule gehen.“

Am Ende der Grundschulzeit war Melina gewachsen und trug die Haare kürzer. Sie kam auf ein Gymnasium.

Die erste Zeit in der Realschule habe ich als lustig in Erinnerung. Ich startete einen Neuanfang. Ich wollte nicht mehr der verschreckte kleine Junge sein, sondern der selbstbewusste Witzbold. Meine Lehrer störte dieses, aber in meiner Stufe war ich allseits bekannt.

Mein Vater musste noch mehr Taxifahren, um unsere kleine „Drei- Zimmer-Hochhauswohnung“ zu finanzieren. Ich hatte ein selbstständiges Leben fast ohne Grenzen und war eigentlich noch zu jung, um diese Freiheiten zu haben. Hausaufgaben machte ich morgens in der Schule, wobei ich dort nicht alles schaffte. Zuhause guckte ich Fernsehen, spielte Computer und traf mich mit Freunden aus der Hochhaussiedlung. Ich wurde von vielen Seiten beneidet, was mir noch zu höherem Ansehen verhalf.

Natürlich ermahnte mich mein Vater hin und wieder, dass ich mich mehr für die Schule interessieren solle, aber wirklich ernst nahm ich das nie. Er war zu müde, um mir wirklich zu helfen oder mir zu erklären wie wichtig Schule ist. Die Versetzung in die siebten Klasse schaffte ich nicht. Ich erkannte den Ernst der Lage nicht und außer das ich nun nicht mehr mit meinen Freunden in einer Klasse war, erkannte ich keine Nachteile. Mein Vater machte sich Sorgen und versuchte mich zur Vernunft zu bringen. Ich versprach ihm mich ab jetzt anzustrengen und die Lehrer nicht mehr zu provozieren. Er vertraute mir, aber einem kleinen Jungen zu vertrauen ist nicht immer die richtige Entscheidung.

Auch beim zweiten Mal schaffte ich die Versetzung in die siebte Klasse nicht und wurde auf eine Hauptschule geschickt.

Auf meiner neuen Schule fand ich wieder schnell neue Freunde. Es waren wie ich Jungs, die in der Schule versagt hatten und die nur zur Schule gingen, weil sie mussten. Ich war 14, aber meine neuen Freunde waren zum Teil schon 15 oder 16.

Anfangs erschien es mir noch erschreckend, wozu die Gang in der Lage war. Später fand ich es cool und sackte immer weiter in der Schule ab.

Ich trank das erste Mal Alkohol und fing an zu rauchen. Hausaufgaben erwähnten wir nicht mehr. Alkohol am Wochenende und Rauchen jeden tag war uns irgendwann zu langweilig. Wir probierten Kiffen aus und fanden schnell Gefallen daran.

Es war mein Anfang vom Ende. An Melina dachte ich nicht mehr.

*Meine erste Erinnerung ist die Geburt meiner kleinen Schwester. Sie sollte Rosa heißen und schon seit Wochen wurde ein Zimmer für sie eingerichtet. Ich weiß noch, dass ich eifersüchtig war. Für meine Eltern war sie der größte Segen.*

*An meine Kindergartenzeit habe ich nur noch wenige Erinnerungen. Ich fühlte mich wohl im Kindergarten. Die Erzieherinnen mochte man sowieso und mit einem Jungen habe ich am meisten gespielt. Er hieß Lukas und war für sein Alter ziemlich groß. Er beschützte mich mit seiner Größe und ich ihn mit meinen Wörtern. Meine Mutter erzählt mir heute noch, wie wortgewandt ich schon im Kindergarten war. Lukas und ich hatten eine tolle Zeit im Kindergarten.*

*Meine Mutter mochte ihn nicht sonderlich. Sie fragte mich einmal, wieso ich denn unbedingt immer mit Lukas spielen musste und nicht mit Mädchen. Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, aber für mich spielte es einfach keine Rolle, ob ich ein Mädchen oder ein Jungen zum Freund hatte.*

*Ich freute mich, als der Kindergarten vorbei war und wollte endlich in die Schule. Ich hoffte, Lukas würde in die gleiche Klasse kommen, aber es lief anders als geplant.*

*In der Grundschule bekam ich zur Freude meiner Mutter endlich einen Bezug zu Mädchen. Ich mochte die Jungs in meiner Klasse nicht sonderlich. Jungs waren nicht mehr genau so wie Mädchen. Jungs waren seltsam frech und man war eher verfeindet als befreundet.*

*Lukas und ich verloren uns immer mehr aus den Augen. In meiner Grundschulzeit lernte ich einen Teil meiner besten Freundinnen kennen. Wir waren wie Schwestern und bewegten uns in der Schule nur im „Vierer-Pack“.*

*Meine Noten waren dank meiner Eltern und meinem Talent für reden überdurchschnittlich gut. Meine Eltern förderten mich und weckten immer wieder meinen Wissensdurst. Ich wollte etwas lernen und etwas besser können als andere.*

*In der zweiten Klasse fing ich mit Klavier und Kinderhockey an. Außerdem besuchte ich einen Malkurs, um meine Kreativität zu fördern. Ich war ein kleiner Star.*

*Meine Versetzung auf das örtliche Gymnasium stand außer Frage. Man überlegte noch, mich auf eine Begabenschule zu schicken oder springen zu lassen, aber ich wollte weiter mit meinen Freunden in die gleiche Klasse gehen.*

*Meine kleine Schwester eiferte mir mit wachsendem Erfolg nach. Rosa hatte wie ich die besten Noten und auch einen großen Freundeskreis. Es fand eine Art Wettkampf statt zwischen uns. Rosa und mein Verhältnis wurde durch die Wettkämpfe zu Sehens schlechter.*

*Ich hatte Lust auf das Gymnasium zu gehen. Meine drei Freundinnen gingen weiter in meine Klasse. In der fünften Klasse sprang ich von Hockey um auf Tennis. Ich spielte von Schuljahr zu Schuljahr mehr Tennis. Mein Trainer sagte „Ich wäre ein Talent und könnte es weit bringen.“ Ich wurde ohne Ende gefördert. Meine Noten litten nicht darunter.*

*Ich war das Jungtalent in meinem Tennisclub und alle Eltern beneideten meine Eltern für diese gelungene Tochter.*

*Ich vergaß Lukas nicht völlig. Ein paar Mal sah ich ihn aus dem Auto, wie er auf dem Gehweg durch die Gegend schlenderte. Manchmal erkannte ich auch das Taxi von seinem Vater. Diese Begegnungen waren beiläufig.*

*In der siebten oder sechsten Klasse begannen sich Mädchen wieder für Jungs zu interessieren. Plötzlich fand man Jungs wieder spannend, aber nicht als Gefährten oder Kumpels. Es war das Größte, eine Freund zu haben. Man sagte zu dem Jungen seines Herzens „ Willst du mit mir gehen?“ und wenn er dann „Ja“ sagte war man zusammen.*

*Meine große Liebe war Tennis. Ich brauchte keinen Jungen auf den ich mit dem Finger zeigte und sagte "Das ist mein Freund".*

*Allerdings, je älter ich wurde, desto mehr verlor Tennis an Bedeutung. Meinen früherer Traum Tennisprofi zu werden, gab ich innerlich auf. Meine Eltern gaben diesen Traum noch lange nicht auf und förderten mich weiter. Meine Trainerin merkte, dass mein Interesse sank und guckte sich nach neuen Talenten um.*

*Meine Noten waren weiterhin gut. Meine Eltern merkten nicht, dass mich Tennis und der immer größer werdende Druck der Schule überforderten. Ich wollte niemanden enttäuschen und machte weiter. Mir gefiel Tennis immer noch, trotzdem hätte ich mich lieber öfter mit meinen Freundinnen oder einem Jungen getroffen.*

*In der neunten Klasse hatte ich meinen ersten Freund. Er hieß Anton und war auch auf meine Grundschule gegangen. Ich hatte zwar keine guten Erinnerungen an ihn, aber seine braunen Locken und seine lustige Art zu sprechen gefielen mir sehr.*

*Wir waren das Traumpaar. Es hielt nicht sehr lange. Das ständige Getratsche und die Beobachtungen unserer Mitschüler war unerträglich. Später ging ich auf Partys. Betrunkene war ich dort nie und rauchen kam für mich auch nie in Frage, obwohl es alle ständig taten. Ich war ein ganz normales Mädchen. Die schlimmen Dinge passierten anderen Leuten. Mir nicht.*

Wieso mussten meine Gelegenheitsjobs auch nur alle in diesen reichen Gegenden weit weg von meiner Hochhaussiedlung sein?

Der Vorgeschmack von allen Häusern mit kleinen gepflegten Gärten, ist der riesige Tennis und Golf Club. Schon hier bemerkt man die kommende Atmosphäre des Stadtviertels.

Manchmal sind die Tennisspielerinnen ganz schön attraktiv. Deswegen halte ich auch meistens ganz kurz an, um zu gucken wie sie ihre Schläger schwingen. Auf dem Tennisplatz sah ich ein hübsches blondes Mädchen, dass gerade einen stöhnenden Tennisschrei von sich gab um sich auf den kommenden Ball gefasst zu machen. Hinten auf ihrem T-Shirt stand Melina Linard. Der Name kam mir sehr bekannt vor. Nach 6 Jahren sah ich das erste mal wieder meine Kindergartenfreundin Melina. Groß, schlank, blond, hübsch wie keine andere. Ich merkte gar nicht wie sehr ich sie anstarrte.

„Ey hau ab. Spanner sind hier unerwünscht“ Ein älterer Herr, der selber wahrscheinlich ziemlich fasziniert von Melina war und ihr andauernd auf den Po glotzte, schrie mich an.

*Mit jedem Aufschlag wurde ich müder. Ich spielte gegen ein zwei Jahre jüngeres Supertalent. In ihren Augen sah man Elan. Und ich bemerkte die Tipps und Tricks, die ihr meine Tennistrainerin gegeben hatte.. Ich mochte Tennis, aber wirkliche Begeisterung konnte ich nicht mehr dafür zeigen. Und die Tipps von der Trainerin konnte ich nach 6 Jahren Training nicht mehr leiden.*

*Der Clubbesitzer saß wie immer am Rand. Ungebetene Gäste scheuchte er mit seiner bellenden Stimme weg. Mich stören die Zuschauer nicht.*

*Ich wollte heute nicht trainieren, in der Sonne liegen oder ausschlafen. Ich habe mit meinen Eltern ein Abkommen. Ich darf freitags durch die Clubs ziehen, wenn ich am Sonntag um halb 8 beim Training erscheine. Am Sonntag würde jedes normale Mädchen ausschlafen und Schlaf nachholen. Ich bin eben anders und muss Sonntags um halb 7 aufstehen.*

Rasen mähen bringt manchmal Spaß. Aber auch nur, wenn die Besitzer des Gartens einen Rasenmäher haben, auf dem man sitzen kann und sich so fühlt, als würde man Auto fahren. Ich glaube, ich werde mal Rasenmäherprofi oder Taxifahrer. Für beide Berufe braucht man noch nicht mal einen Hauptschulabschluss. Also perfekt für mich! Und mein Vater würde es bestimmt toll finden, wenn ich in seine Fußstapfen treten würde. Kurz dachte ich an meine Mutter. Mein Vater erzählte mir einmal, dass meine Mutter ihm kurz bevor sie starb, gesagt hatte : „Hoffentlich wird Lukas einmal Millionär, damit du endlich nicht mehr soviel arbeiten musst und ein schönes Leben hast.“

Aus der Traum.

Die Bustüren öffneten sich und drei neue Mitfahrer stiegen ein. Neben mir war gerade ein Platz frei geworden. Der Bus war ziemlich voll und es waren nicht mehr viele Sitzmöglichkeiten frei. Ich hasse es, wenn Neueinsteiger nach Plätzen suchen und abschätzen neben wem sie am liebsten Platz nehmen würden. Ich wollte die Situation umgehen und guckte auf meinen Mp3-Player. Als ich zur Seite schielte, saß neben mir ein hübsches blondes Mädchen mit Tennisschläger in der Hand und einer riesigen Sporttasche. Ich guckte wieder auf meinen Mp3-Player und schielte noch einmal zur Seite. Und da erkannte ich sie. Es war Melina.

*Bus fahren kann wirklich entspannt sein. Es könnte die Erholung von Training sein. Man könnte kurz sein Handy herausholen und eine Freundin anrufen. Aber volle Busse sind zu nichts nütze. Natürlich gab es nur noch zwei Plätze einen neben einem etwas dickeren schwitzenden Mann und einen neben einem Halbproll. Ein Halbproll ist ein Proll der*

*entweder gerade auf dem Weg ist einer zu werden oder gerade davon Abschied nimmt und sich wieder dem gutem Geschmack zu wendet. Ich setzte mich neben den Halbproll. Halbprolls schielen immer rüber und tun so, als wären sie eigentlich nur an ihrem technischen Gerät interessiert.*

*Bei vollen Bussen überlege ich mir immer, was die Mitfahrer wohl für Berufe haben. Ich fing schon an einen älteren Herren in eine Berufsgruppe einzuteilen als der Halbproll zu sprechen anfing.*

*„Erinnest du dich noch an mich?“ sagte er eher leise und mit gar nicht so einer Stimme, wie ich erwartet hatte.*

*„Nö. Sollte ich? Hab dich gerade das erste Mal gesehen.“ Es gibt viele schlechte Anmachen, aber das war eine der schlimmsten.*

*„Du kommst mir so bekannt vor.“ Die Anmache wurde immer schlechter und durchschaubarer.*

*„Du kommst mir ziemlich unbekannt vor.“ Ich versuchte ihn jetzt mit gespielter Arroganz abzuschrecken.*

*Der Bus hielt an und der Halbproll stand auf und murmelte so was wie "Sorry".*

*Als er aufgestanden war, sah ich seinen Rucksack. Auf seinem Rucksack stand in großen Lettern „Lukas is King“.*

*Lukas? Aber wohl nicht mein früherer Gefährte Lukas ...*

*Ich hatte mir mein Wiedertreffen mit Melina ganz anders vorgestellt. Ich dachte, sie würde sich freuen und mich vielleicht umarmen. Aber ein eingebildetes „Du kommst mir aber ziemlich unbekannt vor“ hätte ich nicht erwartet.*

*Plötzlich war mir mein ganzes Erscheinen peinlich. Meine Art zu sitzen, mein Goldkettchen, meine Frisur, meine Jeans und mein Kapuzenpulli. Meine Freunde akzeptierten mich nur so. Bei Melina war es mir peinlich.*

*Ich versuchte es zu verdrängen und dachte an die anstehende Party heute Abend.*

*Es war kurz vor 21 Uhr und ich stand vor der Tür einer meiner engsten Freundinnen. Wirklich Lust hatte ich nicht feiern zu gehen, aber die Überredungskünste meiner Freundinnen waren mal wieder unübertrefflich.*

*„Uhuhuhuh, wer kommt denn da? Melina, meine Hübscheste.“ Lena, eine meiner besten Freundinnen begrüßte mich herzlich und meine Zweifel, dass ich heute keinen Spaß haben werde, verflogen.*

*Wir beschlossen in den neuen Club zu gehen.*

*Ein paar Jungs von unserer Schule hatten zum Protzen eine Limo bestellt, nur die richtigen Mädchen fehlten noch. Lena sagte natürlich sofort zu.*

*Als die Limousine vorfuhr und wir schon eines der üblichen Houselieder hörten, rannten wir übermütig und kreischend aus dem Haus.*

„Ich sag euch eins. Das wichtigste auf einer Party ist, dass man besoffen ist. Tanzen? Vergiss es. Kommt doch total gay als Junge. Es sei denn, man hat ein Mädchen am Start. Meine Empfehlung ist, benebelt an der Seite zu stehen und mit dem Kopf wackeln.“ Komischerweise konnte Pierre im besoffenen Zustand unglaubliche Weisheiten von sich geben. Wir nickten nur und versuchten weiter den Weg zur Bahn zu finden.

Ich war selten in einem Club. „In Clubs gehen ist teuer und nichts für uns“ sagte Pierre einmal. Während andere Jugendliche in unserem Alter feiern gingen, chillten wir im Park und tranken und kiffen. Es waren lustige Abende. Man bekam nicht wirklich etwas mit und fragte sich später, wie man eigentlich wieder in seinem Bett gelandet war.

Heute wollten wir in irgendeinen neuen Club gehen. Aber das taten wir nur, weil Mike den Türsteher kannte. Irgendein Kollege von seinem großen Bruder. Wir würden ohne Probleme reinkommen und mussten noch nicht Eintritt bezahlen. Und saufen wollten wir eh davor.

Schon als wir ankamen merkte ich, dass der Club eigentlich nicht für Jungs wie mich geeignet war. Hätten wir den Türsteher nicht gekannt, wären wir nie im Leben reingekommen.

*Die Tanzfläche war brechend voll. Der neue Club wollte und musste gefeiert werden. Wir waren alle ziemlich gut drauf und genossen es, uns in der Clubatmosphäre fallen zu lassen.*

*Nach dem Tanzen gingen wir an die Bar. An der Bar saßen in gewollt lässigen Posen vier Gestalten. Alle vier guckten vernebelt in die Gegend und guckten Mädchen hinterher. Innerlich stöhnte ich, weil diese Gattung von Männern nicht ausstehen konnte. Ich guckte weg, um nicht mitzubekommen wie sie mich anstarrten.*

*Als ich doch einen Blick riskierte, erkannte ich ein bekanntes Gesicht. Das Gesicht guckte nicht in meine Richtung, sondern schaute in die Menge. Trotzdem erkannte ich ihn. Es war der Junge aus dem Bus, der Lukas sein konnte.*

*Unsere Blicke trafen sich. Er grinste mich benebelt an. Ich war mir sicher, dass er mich nicht erkannt hatte.*

Tage nach dem Ausflug in den neuen Club fuhr ich mit dem Fahrrad nach Hause. Wie immer radelte ich am Tennisplatz vorbei in Richtung Busbahnhof. Meine Abkürzung, die eigentlich jeder kennt, ist ein enger dunkler Weg. Manche Eltern verbieten ihren Kindern alleine diesen Weg zu benutzen, da immer wieder Exhibitionisten oder Drogendealer gesehen wurden.

Aus der Ferne sah ich fünf Gestalten. Die im typischen "Beine breit und schultern gerade" Gang durch den Fußweg entlang gingen, als wäre es ihr Revier.

Beim Näher heran kommen sah ich, dass vor ihnen ein blondes Mädchen mit übergroßer Sporttasche ging. Ich fragte mich, ob das Mädchen zu der Gang gehörte, weil einer der Größten von ihnen schon neben ihr ging. Plötzlich legte er den Arm um ihre Schulter.

*Schon als hinter mir plötzlich fünf Gestalten auftauchten, hatte ich ein ungutes Gefühl. Diesen Weg mochte ich noch nie und meine Eltern hatten mir auch eigentlich verboten ihn zu nehmen. Doch wirklich etwas passiert war mir nie auf dem Weg.*

*Ich versuchte extra schnell zu gehen und möglichst nicht nach hinten zu schauen. Öfter zog ich mein Handy aus der Tasche und tat so als würde ich telefonieren.*

*Als ich mich doch einmal umdrehte, ging der eine einen Meter hinter mir. Rennen brachte jetzt auch nichts mehr.*

*Die Gestalt, ein großer junger Typ der ungefähr in meinem Alter sein konnte, murmelte etwas zu seinen Kollegen und trat kurze Zeit später neben mich.*

*„Wo geht's denn hin.. so eilig?“ Ich sprang zur Seite.*

*„Bleib ruhig, ich tu dir nichts“, sagte der Typ, der sich mir schon unangenehm genähert hatte. Er stank nach Zigaretten und nach Gras. Er musste wohl gerade mit seinen anderen Kumpels gekifft haben.*

*Mir war nicht klar, wie ich aus der Situation kommen sollte. Weit und breit war niemand zu sehen. Ich hatte Angst und wurde von der Gruppe immer weiter in die Enge getrieben.*

Ich begriff erst ziemlich spät, was genau vor meinen Augen vor sich ging. Ich wusste im ersten Moment nicht, was ich tun sollte. Fünf gut gebaute Jungs gegen einen Jungen, der müde von der Arbeit ist. Das ist schwer zu schaffen.

Trotzdem wollte ich dem Mädchen helfen: "Lasst sofort das Mädchen los oder ich ruf die Polizei." Dabei winkte ich mit meinem Handy und fuhr immer schneller.

*Endlich Hilfe!*

Als ich ankam, wurde ich nicht sehr freundlich begrüßt. Ich hatte mein Ziel erreicht und die Jungs ließen von dem Mädchen ab, welches schnell abhaute. Aber nun war ich das Opfer. Die fünf gingen auf mich los. Erst als ich am Boden lag und meine Nase blutete, waren sie fertig.

*Erst als die Gruppe von Jungs weg war traute ich mich aus meinem Versteck. Mein Retter lag zusammengekrümmt auf dem Boden und aus seiner Nase tropfte Blut auf dem Weg. Mein Retter stöhnte leise.*

Als ich wieder halbwegs zu mir gekommen war, erkannte ich das Mädchen das ich gerettet hatte. Sie hatte blondes langes Haar und guckte besorgt auf mich herunter. Es war Melina.

„Melina?“ stöhnte ich.

Melina guckte erstaunt und guckte mich ziemlich überrascht an.

„Lukas? Ich fasses nicht ...“

„Sind sie weg?“, ich hatte Angst sie würden wiederkommen.

„Ja.“ Ihre Stimme wurde aufgeregter. „Es tut mir so leid. Wegen mir liegst du jetzt hier. Was soll ich denn nur tun? Krankenwagen? Polizei?“ Sie redete halb mit mir und halb mit sich selber.

„Anrufen. Meinen Vater.“ Mit meiner letzten Kraft zog ich mein Handy aus der Tasche.

*Als Lukas am Boden lag, erinnerte ich mich wieder ganz genau an meine Kindergartenzeit. Genau so wie damals, als er beim Klettern von dem Gerüst gefallen war, hatte ich Angst um ihn und ich dachte er stirbt.*

*Sein Vater kam ziemlich schnell. Im ersten Moment erkannte er mich nicht. Ich glaube, er war glücklich, dass die Freunde von Lukas nicht in der Nähe waren.*

*Erst als ich ihm die Situation erklärte, bekam sein Gesicht einen besorgten Ausdruck.*

*Er trug Lukas in sein Taxi. Ich fuhr mit, da ich Angst hatte alleine nach Hause zu gehen und saß das erste Mal in meinem Leben in dem Taxi von Lukas Vater. Lukas sah schlecht aus, aber er gefiel mir nun besser als mit seinen Freunden. Ich lächelte ihn an und merkte, wie sehr ich ihn vermisst hatte.*

Obwohl ich meine Umgebung nicht mehr richtig mitbekam, beruhigte mich ihre Gegenwart. Sie sah besorgt aus, versuchte das aber irgendwie zu vertuschen. Als sie ausstieg, gab sie meinem Vater einen kleinen Zettel. Ich sah noch ihre Mutter im Küchenfenster .

*Ich gab seinem Vater meine Nummer. Irgendwie wollte ich mich bedanken. Wir trafen uns nach meinem Sonntagstraining. Man sah ihm nicht mehr an, dass er vor ein paar Tagen verprügelt wurde.*

*Trotzdem kam er mir anders und verändert vor. Der Vorfall vor ein paar Tagen zeigte seine verletzte Seite. Nun war er wieder der Junge, den ich aus dem Club kannte nur im nüchternen Zustand.*

Die Stimmung am Anfang war gedrückt und unsicher doch im Laufe unseres Gesprächs verstanden wir uns immer besser.

Wir erzählten uns, was wir von der Kindergartenzeit behalten hatten und mussten an manchen Stellen so lachen, dass man hätte denken können wir wären gut befreundet.

Wir redeten auch über unsere Grundschule und über Anton. Mit dem, sie wie ich erfuhr, sogar einmal zusammen gewesen war. Wir redeten auch über ihre Gymnasialzeit und meine misslungene Schulzeit.

Ich erzählte ihr von meinen Freunden und manchmal fand sie unsere Geschichten sogar lustig.

Wir redeten nicht über den Vorfall im Bus. Ich schätze, es war ihr peinlich, dass sie mich nicht erkannt hatte.

Es war so als wäre sie der Engel und ich der Teufel. Melina hatte ihre Eltern nie enttäuscht und war nie zur falschen Seite gewechselt.

Wir unterhielten uns auch über den Vorfall vor ein paar Tagen. Melina erzählte von ihrer Angst und das erste Mal hatte ich das Gefühl, sie beschützen zu müssen. Früher beschütze sie immer mich und ich war stolz darauf so eine starke Freundin zu haben.

Als wir uns verabschiedeten wusste ich nicht, ob wir uns wiedersehen würden. Ich hoffte es sehr.

*Unser Treffen verlief besser als ich es mir vorgestellt hatte. Wir sprachen über alte Zeiten und es war schön mit jemanden zu sprechen denn man schon so lange kannte.*

*Die Stimmung wurde ziemlich schnell ausgelassen und fröhlich und wir verstanden uns, obwohl wir eine unterschiedliche Entwicklung durchgemacht hatten blendend.*

*Unsere Leben begonnen gleich. Die Punkte an denen wir nun waren, lagen aber Meilen weit auseinander.*

*Komischerweise schämte er sich nicht für seinen Werdegang. Lukas erzählte mir stolz Geschichten über seine Freunde und stellte es als nebensächlich dar, dass er keinen Hauptschulabschluss hatte.*

Wochen später rief ich Melina an. Als sie mich nie anrief machte ich einen Versuch. Wir trafen uns ein zweites Mal. Ich mochte unsere Treffen. Ich hatte das Gefühl ich selbst sein zu können.

*Ich erzählte meinen Freundinnen und Freunden nichts von Lukas. Ich sagte, dass ich nicht mehr soviel Zeit habe, da ich extra Tennisstunden oder wieder viel zu viele Hausaufgaben aufhabe.*

*Es war eine Tradition von meiner Mädchengruppe bei den ersten Sonnenstrahlen einen Parkbesuch zu machen.*

Nun hatte es auch der letzte meiner besten Freunde geschafft von der Hauptschule zu fliegen. Es war besonders, dass er es noch nicht vorher geschafft hatte und meinte wir müssten darauf trinken. Wir taten das im Park.

*Dieses Treffen im Park war eines der Highlights des Jahres. Wir machten Pinknick, bräunten uns, und unterhielten uns über die vorbeigehenden Parkbesucher.*

*An uns vorbei gingen fünf Jungen oder Männer. Man hätte blind sein können und trotzdem hätte man bemerkt, dass alle von ihnen schon betrunken waren.*

*Wir fingen an zu lästern und fragten uns, wie man sein Niveau so weit runterschrauben kann, dass man am Mittag schon betrunken ist. Wir waren gerade bei ihren Klamotten, als einer der Gruppe stehen blieb. Wir guckten alle generot weg, aber der eine Betrunkene kam trotzdem auf uns zu.*

In meinem Rausch freute ich mich noch mehr Melina zu sehen.

*Er kam nicht auf uns zu, sondern auf mich. Im ersten Moment glaubte ich einen meiner Verfolger aus dem Weg zu erkennen. Kurz darauf merkte ich, dass es Lukas war.*

*Ich fragte mich wie er mich überhaupt erkannt hatte, so betrunken wie war. Er konnte mir noch nicht mal direkt in die Augen schauen. Lukas fragte nach neuen Treffen, plauderte über die Kindergartenzeit und erschrak meine Freundinnen. Ich wollte nicht antworten, aber musste es tun, da er sonst nie weggegangen wäre.*

*Meine Freundinnen waren überrascht und verstanden nicht wieso ich mich mit „so einem“ traf. Sie verstanden nicht, wieso ich es ihnen nicht erzählt hatte.*

*Meinen Freundinnen war es zu peinlich noch im Park zu bleiben. Jeder Parkbesucher im Kreis von 50 m hatte Lukas Auftritt mitbekommen und guckte uns verwundert an.*

Am nächsten Morgen wachte ich mit Kopfscherzen auf. Am vorigen Tag waren um ein Uhr Mittags zu trinken angefangen und hörten erst in der Nacht auf. Ich erinnerte nicht mehr viel vom vorigen Tag.

*Ich schämte mich vor meinen Freundinnen. Ich war enttäuscht von Lukas das er mich so bloßgestellt hatte. Ich beschloss, meinen Kindergartenfreund zu vergessen. Ich hatte alles. Ich brauchte ihn einfach nicht mehr.*

Ich schlief weiter und versuchte mich von gestern zu erholen. Aufgeweckt wurde ich von meinem Handy. Es war mein Arbeitgeber. Er schrei mich an, dass ich gefeuert bin und dass ich nie wiederkommen brauche.

Erst überlegte ich, ob ich mich wieder voll laufen lassen sollte. Ich rief aber Melina an.

*Ich konnte es nicht fassen, dass er überhaupt noch den Mut aufbrachte, bei mir anzurufen. Lukas tat, als wäre nichts geschehen. Ich schrie ihn an, dass ich ihn nie wieder sehen möchte. Zuerst verstand er mich nicht. Ich erzählte ihm von gestern Mittag. Am liebsten hätte ich aufgelegt, aber ich wollte noch, dass er weiß wie sehr er mich blamiert hatte. Lukas sagte, er sein betrunken gewesen und dass ich es ihm leid tat. Er entschuldigte sich, aber ich war trotzdem sauer und legte ich einfach auf.*

Ich schämte mich. Mir tat es leid und ich bereute es mitgefeiert zu haben. Trotzdem war ich wütend auf Melina. Ich war ihr peinlich gewesen und das nicht nur wegen meinem betrunkenen Verhalten.

Ich fühlte mich alleine auf der Welt und wünschte meine Mutter wäre nie gestorben oder mein Vater würde nicht so viel Arbeiten.

*Mein Leben lief weiter wie zuvor. Anfangs behandelten mich meine Freundinnen anders, aber nach einer Zeit war es wieder genau so wie vorher. Manchmal dachte ich noch an Lukas. Ich wollte nicht an ihn denken und schimpfte mich innerlich aus, dass ich es überhaupt noch tat. Monate später, als es schon wieder ziemlich kalt war, traf ich ihn zufällig an der Bushaltestelle. Zuerst erkannte ich ihn nicht. Er hatte sich verändert. Dieses Mal positiv und nicht negativ. Lukas sah gepflegter aus und seine Haare waren nicht mehr auf 3 Millimeter abrasiert. Am Anfang bemerkte er mich nicht. Doch als er von seinem Handy aufguckte, sah er mich sofort.*

Auf diesen Augenblick hatte ich gewartet. Ich sah Melina, sie war schön wie immer. Als ich sie ansah, guckte sie mich gerade prüfend von oben bis unten an.

Ich hoffte, man merkte mir an wie ich meine letzten Monate verbracht hatte.

Bei Melina hatte ich nie mehr angerufen, weil mir die ganze Geschichte wirklich peinlich war.

Nach einem riesigen Streit mit meinen Freunden über unser ganzes Verhalten entfernte ich mich immer weiter von unsere Gruppe, weil niemand meine Ansichten mit mir teilte. In den Sommerferien, als wir eigentlich zum Campen fahren wollten, kam ich nicht mit. Ich fühlte mich nicht mehr wohl bei meinen Freunden.

Ich hatte ein langes Gespräch mit meinem Vater. Er hatte Urlaub und endlich konnten wir wieder miteinander reden. Ich hatte ihn vermisst und fragte mich, wie wir uns soweit auseinander gelebt hatten.

Obwohl ich die Schule nicht mochte, wollte ich einen Schulabschluss nachholen. Ich wollte nicht als alkoholabhängiger Arbeitsloser enden. Ich wollte nicht mein ganzes Leben alleine sein.

Irgendwann wollte ich eine Familie und wirklich Freunde und dazu braucht man eine richtige Arbeit und keinen Rasenmäherdienst.

Ich stellte mich bei Melina vor: „Hallo, ich bin Lukas. Schön dich kennen zu lernen“  
Auf diesen Moment hatte ich gewartet.